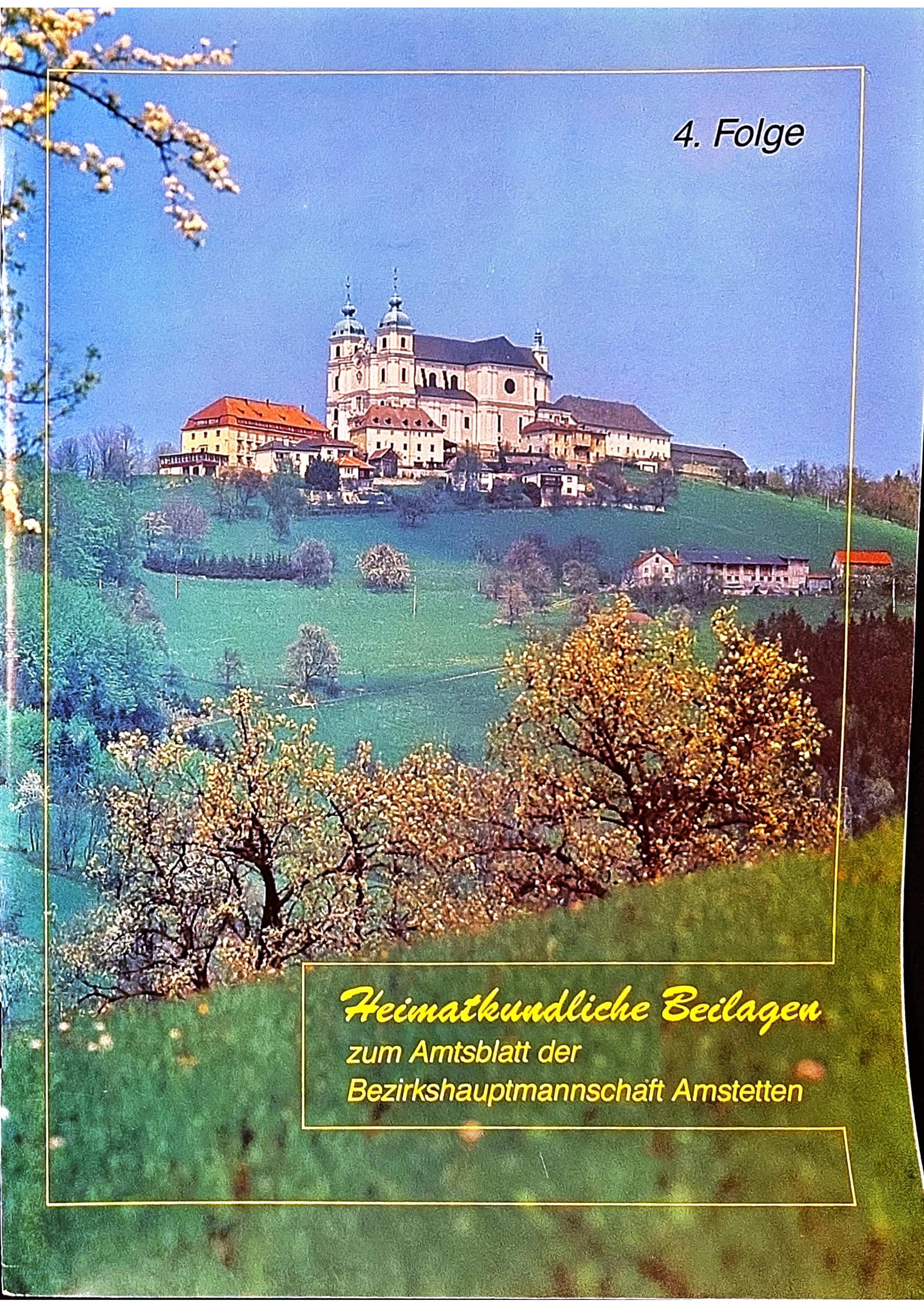

4. Folge
Heimatkundliche Beilagen
zum Amtsblatt der
Bezirkshauptmannschaft Amstetten

Maier

Heimatkundliche Beilagen

zum Amtsblatt der
Bezirkshauptmannschaft Amstetten

Sammlung der heimatkundlichen Beiträge des Jahres 1992



Medieninhaber und Verleger: Bezirkshauptmannschaft Amstetten, Preinsbacherstraße 11. — Für den Inhalt verantwortlich: Bürodirektor Paul Kowarsch, 3300 Amstetten, Preinsbacherstraße 11. — Druck: Druckerei Queiser Ges.m.b.H., 3300 Amstetten, Waidhofner Straße 48. Erscheinungsort und Verlagspostamt 3300 Amstetten, Niederösterreich. Foto Titelseite Hinterndorfer, Fotos Seiten 9, 22, 27, 32, 37 Ing. Hehenberger.

INHALTSVERZEICHNIS

Das Neustadtler Georgs-Kreuz

Multifunktionale Bildsäule auf uraltem Andachtsplatz

(Dr. Heimo Cerny)

Zu den eindrucksvollsten Denkmälern religiöser Kleinkunst des Mostviertels zählt die 12 m hohe Georgssäule in Neustadtl. »Sie ist das Wahrzeichen von Neustadtl und entstammt dem frühen Barock. Die Säule steht auf dem höchsten Punkt des Marktes, auf dem Friedhof. Die genaue Entstehungszeit und ihre Herkunft sind unbekannt. Wahrscheinlich wurde sie von der Grundherrschaft Seisenegg im Jahre 1664 aufgestellt. Die Vierecksäule ist bekrönt vom Reiterstandbild des hl. Georg. Auf der Säule ist die hl. Dreifaltigkeit dargestellt. Die Säule ruht auf einem Altartisch, sie ist von einer Marien- und einer Johannesstatue flankiert.« So lautet die jüngste Beschreibung der Georgssäule in dem 1988 erschienenen Sammelband »Die Gemeinden des Amstettner Raumes«, herausgegeben vom Verein zur heimatkundlichen Forschung im Bezirk Amstetten. Um es gleich vorwegzunehmen: Das Rätsel ihrer Herkunft und Entstehungszeit konnte mittlerweile gelöst werden! Und zwar dank der Öffnung des Seisenegger Schloßarchivs, welches seit Februar 1990 dem NÖ Landesarchiv einverleibt ist und dort benützt werden kann.

Herkunft der Säule

Das Amt Neustadtl (mit 152 Häusern) gelangte im 17. Jahrhundert für kurze Zeit (1650-1664) in den Besitz des Freiherrn *Wenzel Hegenmüller* von Dubenweiler, Herr zu Albrechtsberg an der Pielach, zu Sitzenthal, Oberranna und Aggsbach. Nach dessen Tod wurde das Amt Neustadtl 1664 an Hans Rudolf von Greiffenberg, Inhaber der Herrschaft Seisenegg, veräußert. Im Kaufbrief vom 24. April 1664 (Schloßarchiv Seisenegg, Lade C/109) wird die Georgssäule in einem eigenen Vertragspunkt erwähnt:

> »Neuntens bleibt die *Stainene aufgerichte Marter Seüllen*, so nahent bey dem Neüstädtel Von Herrn Hegenmüller aufgericht worden, unverrückhter an seinen orth stehen.«

Wir erfahren also, daß die steinerne Säule von Wenzel Hegenmüller errichtet wurde!

Wer war nun dieser Mann? Das Geschlecht der Hegenmüller ist schwäbischen Ursprungs und kam um 1500 nach Österreich, wo ein Georg Hegenmüller als geheimer Kanzleischreiber des Kaisers Maximilian I. fungierte. Seine Nachkommen machten als Juristen bei Hof Karriere, bereits sein Sohn, Dr. Johann Hegenmüller, wurde 1553 geadelt und stieg zum Hofkanzler Kaiser Rudolfs II. auf. Johann Ruprecht von Hegenmüller (1572-1633), Herr zu Dubenweiler, kaufte von der Hofkammer das konfiszierte Gut Oberranna und den Markt Aggsbach an der Donau, 1629 erwarb er die Herrschaft Albrechtsberg a.d. Pielach, östlich von Melk. Dessen einziger Sohn Wenzel (geb.1610) wurde 1650 mit dem Titel »Edler Herr Wenzel Hegenmüller von Dubenweiler, Freiherr auf Albrechtsberg a.d. Pielach, Sitzenthal und Aggsbach a.d. Donau« in den erblichen Freiherrnstand erhoben. 1651 wurde ihm das Amt des Erbland-Küchenmeisters in Österreich ob und unter der Enns übertragen. 1658 stieg er in den Reichsfreiherrnstand auf und erhielt eine Wappenbesserung durch die Wappenvereinigung mit dem abgestorbenen Geschlecht derer von Römerstall. Der älteste Sohn Georg Achaz fiel als kaiserlicher Hauptmann gegen die Türken, während der jüngere Johann Ruprecht den Stamm fortsetzte. Das Geschlecht ist bis 1792 in kaiserlichen Kriegsdiensten nachweisbar.



Die nur 14 Jahre währende Zugehörigkeit Neustadtls zur weitentfernten Herrschaft Albrechtsberg (vorher und nachher war Neustadtl immer bei Seisenegg) hat im Bewußtsein der Bevölkerung keine Spuren hinterlassen. Obwohl Wenzel Hegenmüller als Stifter des Neustadtler Wahrzeichens zu gelten hat, ist die Erinnerung an diesen Grundherrn, der niemals hier ansässig war, gänzlich verlorengegangen. Als dann spätere Generationen die Frage nach der Herkunft der prächtigen Bildsäule stellten, nahm sich die Sagenbildung ihrer an: Sie soll einst auf wunderbare Weise donauaufwärts bis Tiefenbach geschwommen sein, wo sie am Ufer liegenblieb. Daraufhin sei sie von den Neustadtler Bauern auf das »Hochkreuzfeld« gebracht und dort aufgestellt worden. Wie so oft in sagenhaften Überlieferungen ist auch in diesem Fall der historische Kern greifbar: Die Säule war ja tatsächlich auf der Donau »heraufgeschwommen«, da sie Hegenmüller vermutlich von Melk aus nach Tiefenbach zu Schiff transportieren hat lassen. Natürlich mußte sie dann von den Untertanen unter großen Mühen nach Neustadtl hinauf geschafft werden, was sich in der volkstümlichen Überlieferung wohl tief eingeprägt und allmählich sagenhafte Züge angenommen hat!

Bedeutung der Säule

Infolge der Seltenheit der Georgs-Darstellung auf derartigen Bildsäulen drängt sich die Frage auf: Welches Motiv veranlaßte den Grundherrn, ausgerechnet eine Georgssäule errichten zu lassen? Vermutlich sollte damit ein Signal katholischer Gesinnung gesetzt werden — eine Heiligensäule als *Demonstrationsobjekt der Gegenreformation!* Hegenmüller war progressiver Katholik, und das Amt Neustadtl hatte sich zuvor in protestantischen Händen, nämlich der Greiffenberg auf Seisenegg, befunden. Der Drachenkämpfer Georg, hoch zu Roß mit einer Lanze, mag als eindrucksvolles Symbol katholischer Restauration verstanden worden sein.

Man kann die Georgsfigur aber auch noch unter einem anderen Aspekt interpretieren: Blickt man auf die Stammtafel der Hegenmüller, so fällt auf, daß G e o r g zu den traditionellen Hausnamen des Geschlechts zählte. Schon der Ahnherr der österreichischen Linie trug diesen Namen, und auch Wenzel Hegenmüllers Erstgeborener, der in jungen Jahren gegen den türkischen Erbfeind fiel, hieß so. Wollte der Vater seinem unglücklichen Sohn mit der Georgssäule ein Erinnerungsmal setzen? Oder ist sie als Bann-Säule gegen die permanente Türkengefahr zu verstehen?

[illegible] üle wurde ein Grundstück [illegible] h erwähnt hiezu einen alten [illegible] Ende 1826 belief sich das [illegible] name von 1.392 Gulden. [illegible] 1851 wurde verfügt, daß aus [illegible] Untertanen der Pfarre Neu- [illegible] waltung des Vermögens lag [illegible]

[illegible] der Säule

[illegible] dem *Frühlsrock* (um 1630) zu- [illegible] Sandsteinsäule mit der Reiterfigur er- [illegible] massiven Steinaltar (aus bodenständigem Granit!), der schon aus älterer Zeit herrühren dürfte. Am Säulenschaft zunächst dem Altar ist Christus am Kreuz in Lebensgröße angebracht, flankiert von den Assistenzfiguren hl. Maria und hl. Johannes. Über dem Gekreuzigten schwebt Gottvater als Rundrelief in einem Wolkenmedaillon. In das darüberbefindliche, ionisierende Säulenkapitell ist die Hl. Geist-Taube verwoben. Wir haben es also auch mit einer Dreifaltigkeitsdarstellung zu tun, die allerdings von dem bei uns üblichen Sonntagberger Gnadenstuhl völlig abweicht! So hatte die Säule also eine mehrfache Funktion zu erfüllen, sind doch drei Andachtsbilder kombiniert: *Kreuzigung, Dreifaltigkeit und hl. Georg.*

Stilistisch bildet der Figurenschmuck leider keine geschlossene Einheit, weil die Säule in der Vergangenheit wiederholt restauriert und ergänzt worden ist (zuletzt 1901) und dabei nicht immer sachkundig zu Werke gegangen wurde. Besonders bedauerlich ist dies bei der unmittelbar über dem Altartisch befindlichen, von einem Engelskopf gekrönten *Inschriftentafel,* die durch unrichtige, verständnislose Nachmeißelung für immer verdorben und unleserlich gemacht wurde. Gerade diese Inschrift könnte uns wertvolle Informationen über Widmung und Bedeutung der Säule liefern! Die wenigen noch zu entziffernden Fragmente deuten einen Patroziniumswechsel an:

DIVO S.GEORGIO SUB VARIANTE
DI....XV...................
SPEIIACST EAEIOAEI ....
ER VARIANTE DVVM SEDE PATROCINIVM

Standort der Säule

Sie steht auf dem *Hochkreuzfeld,* einer dem Markte südwestlich vorgelagerten, sanften Kuppe mit weitreichendem Fernblick über die Donau, ins untere Mühlviertel und ins Alpenvorland. Die Aussicht von hier ist noch umfassender als vom benachbarten Kollmitzberg. Solche Plätze hatten seit jeher große Bedeutung als Orientierungspunkte und Signalstationen. Oft entwickelten sich daraus Andachtsplätze und Sakralbezirke, in deren Nähe schließlich Kapellen und Kirchen entstanden. Manches deutet darauf hin, daß es sich hier um einen derartigen »heiligen« Ort handelt.

Bezeichnend ist der alte Flurname »Hochkreuzfeld«. Mit Sicherheit befand sich hier schon lange vor der Hegenmüllerschen Säule eine Andachtsstätte — eben ein Kreuz, wohl nur aus Holz, bald aber in Verbindung mit einem steinernen Altartisch. Eine Anknüpfung an einen vorchristlichen Kultplatz wäre — im Vergleich mit ähnlichen Örtlichkeiten — durchaus denkbar. In den ältesten Nennungen ist immer nur vom »Neustadtler *Kreuz*« die Rede, nie von der Georgssäule. Der Begriff »Kreuz« war also in der Bevölkerung fest verankert, und heute noch spricht man im Volksmund vom »Georgi-*Kreuz*«. Das Georgs-Patronat ist diesem Andachtsplatz erst im 17. Jahrhundert aufgepfropft worden, primär handelt es sich wohl um eine Stätte der Kreuzverehrung.

Beachtenswert scheint in diesem Zusammenhang, daß eine erste Kirche (»quandam ecclesiam«) in der Gegend um Neustadtl dem Hl.Kreuz geweiht war, wie einer Urkunde des Bischofs Konrad von Passau 1161 zu entnehmen ist! Das Hl.Kreuz galt im 12.Jahrhundert als typisches Kreuzfahrerpatrozinium. Und Neustadtl lag ja auf der Kreuzfahrer-Route, denn die donauabwärts ziehenden Kreuzheere landeten in Ardagger und umgingen den gefährlichen Strudengau über den »mons Hengist«, den Hengstberg. Ursprünglich wurde damit auch die Gegend um Neustadtl bezeichnet. Es liegt die Vermutung nahe, daß hier oben, am höchsten Punkt des Übergangs ein weithin sichtbares Zeichen (»Hochkreuz«?) als Wegweiser stand. Und es ist nicht auszuschließen, daß an dieser Stelle jene oben erwähnte Hl. Kreuz-Kirche errichtet wurde, die unerklärlicherweise bald wieder verschwunden sein muß. Die heutige Neustadtler Kirche (1147 erstmal erwähnt) ist dem hl. Jakobus geweiht.

Vielleicht gewinnen die eben dargelegten hypothetischen Überlegungen zum Neustadtler Kreuz an Wahrscheinlichkeit, wenn wir noch eine Episode aus jüngster Zeit miteinbeziehen: Wie ist es zu erklären, daß im Herbst 1972 zwei Französinnen, die nach alten Aufzeichnungen auf den Spuren des ersten Kreuzritters Gottfried v.Bouillon von Paris nach Jerusalem ritten, plötzlich beim Georgs-Kreuz auftauchten und im Etappenziel Neustadtl nächtigten? Die modernen Kreuzfahrerinnen kamen mit ihren Pferden — ohne von Einheimischen gelotst worden zu sein — über Ardagger-Kollmitzberg querfeldein auf das »Hochkreuz« zu! Purer Zufall — oder uralte, verblüffende Zusammenhänge? Die beiden Abenteurerinnen Evelyne und Corinne Coquet veröffentlichten ihre Reiseerlebnisse später in einem Buch, das auch in deutscher Übersetzung greifbar ist (»Wir ritten nach Jerusalem«, Regensburg, 1977).

Seit dem Jahr 1681 sind auch *Wallfahrten* aus benachbarten Ortschaften zum »Neustadtl-Kreuz« urkundlich belegt (in Kollmitzberger Kirchenrechnungen 1681 und 1718). Ein in Stein gefaßter Opferstock rechts neben den Altarstufen mit der Aufschrift FPM (?) erinnert noch an das Spenden-Ritual der Wallfahrer. Bis zu den josephinischen Kirchenreformen wurden an dieser Stelle auch die Samstags-Litaneien abgehalten.

1831 wurde der neue *Friedhof* auf das Hochkreuzfeld verlegt, wodurch dem Georgskreuz eine zusätzliche Bedeutung zuteil geworden ist. Welche Funktion die Bildsäule am Hochkreuzfeld auch jeweils haben mochte — Wegweiser, Orientierungspunkt, Signalstation, Freiluftaltar, Stätte der Kreuzverehrung, des Georgs- und Dreifaltigkeitskults, Wetterkreuz und zuletzt Friedhofssäule — dieser Platz hat seinen sakralen Nimbus bis zum heutigen Tag bewahrt. Die Volksfrömmigkeit hat einen uralten Andachtsplatz, dessen ursprüngliche Bedeutung längst in Vergessenheit geraten ist, stets ihren jeweiligen frommen Anliegen und Nöten angepaßt.

LITERATURANGABE:

J. SIEBMACHERS WAPPENBUCH (NÖ.u.OÖ.Adel); MAX VANCSA, Über Bet- und Danksäulen in Niederösterreich, in: Berichte u. Mitteilungen des Altertumsvereins zu Wien 39 (1905); ROMAN HÖDL, Geschichte des Marktes Neustadtl a.d. Donau, Separatdruck aus der »Topographie von Niederösterreich«, Bd.7 (1915); REINHOLD LORENZ, 800 Jahre Neustadtl (Festsschrift 1948); FRANZ HULA, die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs (Wien 1948); FRANZ EPPEL, Die Wachau, Nibelungen- und Strudengau (Salzburg 1964); HERWIG HANS HORNUNG, die Inschriften Niederösterreichs, 1. Teil, Die Inschriften der politischen Bezirke Amstetten und Scheibbs (Graz-Wien-Köln 1966); DIE GEMEINDEN DES AMSTETTNER RAUMES, hg. vom Verein zur heimatkundlichen Forschung im Bezirk Amstetten (Amstetten 1988); HANS HAID, Mythos und Kult in den Alpen (Mattersburg 1990).

»70 Jahre selbständiges NÖ«

(Hofrat Dr. Erhard Unterberger)

Bis 1918 war Niederösterreich Herz- und Kernland einer europäischen Großmacht, die bei aller innenpolitischer Instabilität auf Grund nationalen und politischen Haders doch eine ausgezeichnete wirtschaftliche Einheit bildete, in welcher die Reichshaupt- und Residenzstadt lag.

Niederösterreich hatte keine Grenzen zu einem fremden Staat. Das Land um Wien hatte seit Jahrhunderten die besten Kräfte aus dem gesamten Staatsgebiet an sich gezogen.

Plötzlich grenzte man im Norden und Osten an fremde Staaten. Die ertragreichsten Agrargebiete, die wertvollsten Bodenschätze und die besten Industrieanlagen lagen nun im Ausland. So stand das Gefühl der Unzulänglichkeit am Anfang eines neuen Staates, dem mit dem Aufbau einer neuen inneren Ordnung, der Bewältigung des Hungers der notleidenden Bevölkerung, der Sicherung der bedrohten Grenzen und dem mit der Aktivierung der Wirtschaft fast übermenschliche Aufgaben gesetzt waren. Dazu kamen noch die katastrophale finanzielle Lage des Staates und die daraus erwachsende Inflation, die zur Verarmung weiter Bevölkerungskreise führte. Dazu erforderte auch die Sanierung der Staatsfinanzen von vielen schwere finanzielle Opfer. Deren soziale Auswirkungen führten zur Vertiefung der politisch-ökonomisch-ideologischen Gegensätze und damit zur Entfremdung zwischen den großen Parteien. Daß selbst in diesen schwierigen Zeiten das Wissen um die Bedeutung Niederösterreichs als Kernland Österreichs nicht verloren gegangen war, zeigt sich darin, daß sich die deutschsprachigen Abgeordneten des letzten gesamtösterreichischen Parlaments am 21. Oktober 1918 im Sitzungssaal des NÖ Landhauses als »Provisorische Nationalversammlung« konstituierten und die Regierungsgewalt des neugegründeten deutschösterreichischen Staates übernahmen. Als sich die Gefahr zeigte, daß das nun übermächtig gewordene Wien Niederösterreich erdrücken und seiner Identität berauben könnte, entschloß man sich zur Trennung (29. Dezember 1921). Es stand nun dem »schwarzen« Niederösterreich das »rote« Wien gegenüber.

Dieser unselige Gegensatz der politischen Blöcke, der bis zur Ausschaltung des Parlaments, zu Bürgerkrieg und autoritärer Regierung führte, blieb auch Niederösterreich nicht erspart. Niederösterreich war als führendes Agrar- und Industrieland der Republik zum Austragungsort dieser sozialen und politischen Gegensätze geradezu prädestiniert. Obwohl es in Niederösterreich auf beiden Seiten gesprächswillige und konsensfähige Landespolitiker gab, konnten auch sie den Zusammenbruch der 1. Republik nicht verhindern.

Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft und der 2. Weltkrieg brachten viel Leid über das Land. So gehörte Wr. Neustadt zu den am meisten zerstörten Städten des ehemaligen Großdeutschen Reiches. Aber auch die Besatzungszeit nach 1945 prüfte die Bevölkerung Niederösterreichs schwer: Hunger (1946 waren 60 % der Schulkinder unterernährt und 30 % unterernährt und krank), Rechtsunsicherheit, wirtschaftliche Not, Demontation industrieller Anlagen als Kriegsbeute und Verschickung in die Sowjetunion, Beschlagnahmung des »Deutschen Eigentums« und Errichtung der USIA-Betriebe durch die sowjetische Besatzungsmacht, Besatzungskosten, sowie Verlagerung wesentlicher Strukturen und Anteile der österreichischen Wirtschaft durch die Kriegswirtschaft und die Nachkriegsereignisse in den Westen Österreichs führten zu einer schweren Benachteiligung Niederösterreichs gegenüber westlichen und südlichen Bundesländern. Die Absperrung der Grenzen im Norden und Osten durch den »Eisernen Vorhang«, sowie die Einschränkung des Personen- und Güterverkehrs durch die Demarkationslinien waren weitere Benachteiligungen. Dennoch war ein starker Wille zur Selbstbehauptung, zum Wiederaufbau und auch zur Zusammenarbeit der großen staatstragenden Parteien und Kräfte da. Wieder war es — wie schon nach dem 1. Weltkrieg — der Sitzungssaal des NÖ Landhauses, in dem vom 24. - 26. September 1945 jene Länderkonferenz stattfand, bei der die Vertreter der westlichen Bundesländer beschlossen, die provisorische Staatsregierung unter der Führung von Dr. Karl Renner anzuerkennen. Damit wurde eine Teilung Österreichs verhindert. Für den erfolgreichen Wiederaufbau und die Erringung der vollen Unabhängigkeit mögen nur die Namen der großen Niederösterreicher Ing. Leopold FIGL, Ing. Julius RAAB und Oskar HELMER stehen.

Konnten schon bis 1955 in Niederösterreich beachtliche Wiederaufbauleistungen erbracht werden — es seien nur die Errichtung des Schulbaufonds 1949, mit dessen Hilfe bis zum Staatsvertrag 95 Schulen und 29 Kindergärten erbaut wurden, des Wirtschaftsförderungsfonds, der Wiederaufbauhilfe oder der Landeswohnbauförderung erwähnt —, so begann mit der Wiedererringung der Freiheit eine ca. 10 Jahre währende Aufholjagd, die Niederösterreich wieder den Anschluß an die übrigen Bundesländer brachte und die in ihrer Fernwirkung dazu führte, daß Niederösterreich heute in bezug auf die Wirtschaftsdaten ganz an der Spitze in Österreich steht. So wurde u.a. 1963 im Schulbereich eine Strukturreform durchgeführt, die zur Stillegung von über 700 »Zwergschulen« und zur Schaffung zeitgemäßer und zukunftsorientierter Bildungsinstitutionen führte. Im Gefolge dieser Reform kam es dann zu Gemeindezusammenlegungen und damit zur Schaffung von Großgemeinden, die in der Lage sind, die Ansprüche ihrer Bürger besser zu befriedigen. Das nun allen anderen Bundesländern »ebenbürtige«, in manchen Bereichen sogar überlegene Niederösterreich erhielt einen neuen Entwicklungsschub, als auf Initiative von LH LUDWIG der NÖ Landtag am 10. Juli 1986 die Erhebung St.Pöltens zur Landeshauptstadt beschloß. Damit sollte der Gefahr, daß Niederösterreich zum bloßen Umland von Wien absinkt, entgegengewirkt, gleichzeitig aber auch das Landesbewußtsein, das bisher eher ein »Viertelsbewußtsein« war, gestärkt werden.

Um einem möglichen neuen Zentralismus entgegenzuwirken und der Vielfalt Niederösterreichs gerecht zu werden, wurde gleichzeitig auch ein Regionalisierungsprogramm beschlossen und die Bürgernähe der Verwaltung verstärkt. Dem Bewußtmachen der Wurzeln, aus denen man lebt, dient u.a. die stark forcierte Dorferneuerung. Durch die Gründung einer Landesakademie in Krems, die bald zu einer »Donau-Universität« ausgebaut werden soll, wurde die notwendige Internationalität und Offenheit für alles Neue und Zukunftsträchtige gestärkt.

…itte in die Geschicke
…ch das Jahr 1989 mit
…n Gewaltregime im
…depunkt: der eiserne
…aren, Personen und
…Randlage als östlichstes
…det. Niederösterreich ist wieder in die Mitte eines sich neu ordnenden Europas gerückt. Das ist eine große Chance, bedeutet aber auch eine große Herausforderung. Möge uns das bevorstehende Millennium der erstmaligen Nennung »Ostarrichis« Anlaß sein, aus der Betrachtung der Geschichte Niederösterreichs jene Kraft zu ziehen, die zur Bewältigung dieser Aufgabe und damit zum Aufbau eines vereinten Europas notwendig ist.

»Aufbruch ins Jahr 2000«



Niederösterreich hat endlich seine eigene Hauptstadt.

Die Mostprodukte aus marktanalytischer und betriebswirtschaftlicher Sicht

(Gisela Zechner)

Anmerkung:

Diese Heimatkundliche Beilage ist eine Zusammenfassung (Schlußdiskussion) der im September 1988 bei der Universität für Bodenkultur Wien, Institut für Agrarökonomik eingereichten Diplomarbeit, Matrikelnummer 8003822, Studienrichtung H 893 – Begutachter: o.Univ.Prof.Dr.W. Schneeberger zum Thema »Die Mostproduktion in Kärnten aus marktanalytischer und betriebswirtschaftlicher Sicht«, verfaßt von Frau Zechner Gisela.

Wenn sich auch die der Diplomarbeit zugrunde liegenden Forschungen auf das Bundesland Kärnten beziehen, so darf aufgrund der ähnlichen Verhältnisse angenommen werden, daß die Ergebnisse bzw. die Aussagen der Diplomarbeit auch auf die Situation im Verwaltungsbezirk Amstetten zutreffen.

Für die freundliche Genehmigung der Autorin und des Begutachters darf auf diesem Wege aufrichtig Dank gesagt werden.

SCHLUSSDISKUSSION

Natürliches Produkt

Immer wieder wurde von den befragten Personen darauf hingewiesen, daß der Most in ihren Augen ein »natürliches Produkt« sei. »Natur« ist ein vielstrapazierter Begriff und löst in jedem andere Emotionen aus. Einige der Konsumenten hoffen, durch den Genuß eines »natürlichen Produktes« ihrem Körper etwas »Gesundes« zuzuführen.

Der Most ist in ihren Augen ein »Naturprodukt«, denn das Rohmaterial wird nicht in Intensivobstanlagen geerntet, sondern es stammt statt dessen aus Streuobstanlagen, in denen kein Pflanzenschutz durchgeführt wird. Weiters sind für die Gewährleistung der Haltbarkeit keine zusätzlichen chem. Hilfsstoffe notwendig, da Most nach ihrer Meinung kraft seiner natürlichen Eigenschaften konserviert wird und keiner Manipulation durch den Produzenten bedarf. Ein Vergleich der Meinung des Konsumenten über das Getränk mit dem beschriebenen Produktionsverfahren läßt die Schwierigkeit des Problems erkennen.

Oft kann auf die Verwendung chem. Hilfsstoffe nicht verzichtet werden. In diesen Fällen erscheint die genaue Information der Kunden über die Verwendung und Wirkung der Mittel sinnvoll, damit das Vertrauen des Kunden gegenüber dem Erzeuger und dem Produkt erhalten bleibt. Wird der Kunde mit widersprüchlichen Aussagen von anderer Seite konfrontiert, so verliert er möglicherweise nicht nur das Vertrauen gegenüber dem betreffenden Hersteller, sondern generell gegenüber dem Produkt, denn wenn Personen mit Informationen konfrontiert werden, die der eigenen Einstellung oder dem Verhalten zuwiderlaufen, entsteht ein unangenehmer gespannter Zustand. Wenn der Spannungszustand ein bestimmtes Ausmaß erreicht hat, führt dies automatisch zu Prozessen, die diese Dissonanz beseitigen. Diese Konfliktlösung zur Wiederherstellung des psychischen Gleichgewichtes kann verschiedentlich erfolgen: Vermeidung der Situation, zögern, Wahl einer Ersatzlösung anstelle des ursprünglich angestrebten Objekts usw. (HERKNER, 1986).

Wie bereits eingangs erwähnt, muß sich ein Produkt den vorliegenden Tatsachen am Markt anpassen, damit es langfristig Absatz finden kann. Konkret bedeutet es, das Produkt der Anforderung »Natürlichkeit« anzupassen, wobei in diesem Fall »anpassen« bedeutet, zu belassen wie es ist und die von Natur aus gegebenen und als »wertvoll« anerkannten Eigenschaften hervorzuheben. Das Nutzen des natürlichen Konservierungsschutzes (Verschnitt verschiedener Mostsorten, rechtzeitiges Verarbeiten des Obstes, Verwendung einwandfreien Rohmaterials) kann den Einsatz chemischer Hilfsstoffe beseitigen bzw. stark reduzieren.

Der Most wird von den Kunden selbst mit »natürlich« attribuiert. Somit erscheint dieser Erlebniswert passend für das Produkt, sodaß auch unter den Konsumenten mit einer hohen Akzeptanz dafür zu rechnen ist. Gleichzeitig ermöglicht dieser Erlebniswert eine Abgrenzung gegenüber den Produkten der obstverarbeitenden Industrie. Den Bauern bietet sich die Möglichkeit der Produktion einer »Spezialität«, die nur kleineren Betrieben vorbehalten ist. Diese Produktdifferenzierung, die bereits durch den Kunden durchgeführt wird, stellt einen von der Industrie schwer aufholbaren Wettbewerbsvorteil dar. Dieser Vorteil sollte dahingehend genutzt werden, daß das Produkt dem Image und damit den Erwartungen der Konsumenten entspricht.

Es ist zusätzlich anzunehmen, daß »natürlich« dem allgemeinen Lebensstiltrend nahekommt und daher die Zielgruppe auch anspricht.

Gesellschaftlicher Stellenwert

Die Untersuchungsergebnisse zeigen, daß das Getränk jedem bekannt ist. Der Most gilt als »bäuerliches Produkt«, das vorwiegend der ländlichen Bevölkerung zugeschrieben wird. Auf den Mostkonsum in der Stadt wird niemals hingewiesen. Wenn die Stadtbevölkerung erwähnt wird, dann immer in der Weise, daß sie aufs Land fährt und dort Most konsumiert bzw. kauft.

Weiters konnte bei der Umfrage festgestellt werden, daß Personen den Most sehr oft positiv beurteilen, ihm aber gleichzeitig einen niedrigen gesellschaftlichen Stellenwert zuordnen (z. B. »Ich trinke selbst sehr gerne Most«, »Ein Gastgeber, der mir Most anbietet, schätzt mich gering ein«. Beide Antworten wurden von derselben Person gegeben). Ein derartiges einstellungsdiskrepantes Verhalten ist sehr häufig anzutreffen. Oft wird ein derartiges Verhalten durchgeführt, da eine Person positive Konsequenzen erwartet

[illegible] HBEIN und AJZEN ma- [illegible] zialen Normen abhängig. [illegible] liche oder vermeintliche) An- [illegible] Freunden oder anderen Be- [illegible] Normen bestimmen weitge- [illegible] äußerer Verstärker und Straf- [illegible]

[illegible] age "Was denken Sie von einem [illegible] bietet«,

— Geizheit
— der schätzt mich gering ein
— hätte etwas Besseres bringen können

läßt sich ablesen, daß sich der Befragte in der Situation als Gastgeber beim Anbieten des Mostes eine negative Beurteilung durch den Gast erwartet.

Ein derartiges negatives Urteil bewirkt eine negative Selbstbewertung, wenn es von einer positiv bewerteten Person abgegeben wird. Eine niedrige Selbstbewertung führt häufig zu unangenehmen Gefühlen. Daher neigen viele Personen unter sozialem Druck (Erwartung von sozialen Verstärkern oder Strafreizen) zu konformen Verhalten, da Strafreize als unangenehm empfunden werden (HERKNER, 1986).

Im Beispiel der Mostproduktion stehen sich die Einstellung zum Produkt und die Einstellung zum Verhalten »Most anzubieten bzw. zu konsumieren« gegenüber. Aufgabe der Werbung wäre es folglich, diese negative Erwartungshaltung abzubauen, damit Einstellung zum Produkt und dem Verhalten stärker übereinstimmen.

Geschmack und Qualität

Über den »richtigen« Geschmack des Mostes herrscht zurzeit noch Unklarheit. Die Mostproduktion kann nicht, ähnlich dem Weinbau, auf eine jahrzehntelange, ständig weiterentwickelte und verfeinerte Mostkultur zurückgreifen.

Sehr verständlich daher das anfängliche Bestreben, von den Konsumenten zu erfahren, welchen Geschmack sie sich vom Produkt erwarten, damit im weiteren das Produkt den Wünschen der Konsumenten angepaßt werden kann. Bei der Vorerhebung, die der Untersuchung vorangegangen war, war eine Frage den Geschmack betreffend gestellt worden. Diese Frage lieferte kein auswertbares Ergebnis. Nämlich insofern nicht auswertbar, als der Konsument den Geschmack nicht definieren kann. Generell kann behauptet werden, daß der Konsument überfordert wird, wenn er seine Erwartungen genau definieren soll. Dennoch wird vermutet, daß der Konsument beim Genuß des Getränkes zu entscheiden weiß, ob der Most nach seinem Geschmack ausgezeichnet oder minderwertig ist.

Die ansteigenden Verkaufsziffern, die nach den Aussagen der Produzenten während der letzten Jahre zu beobachten waren, lassen glauben, daß das Getränk geschmacklich entspricht bzw. eine Gewöhnung an den Geschmack möglich ist. Zielführend erscheint die Aufklärung der Kunden darüber, daß nicht ein einheitliches Produkt »Most« existiere, sondern daß bei gleicher Qualitätsgüte innerhalb des Getränkes starke Geschmacksunterschiede auftreten. Den »besten« Most gibt es nicht, sondern maximal ein Getränk, das dem Geschmack vieler entspricht. Durch ein vielfältiges Angebot kann ein breiter gestreutes Publikum angesprochen werden. Das Anbieten von fehlerfreier Ware soll verhindern, daß dem Nachfrager bereits das Gustieren vereitelt wird. Verliert er auf Grund dessen sein Interesse an dem Getränk, so wird es vermutlich schwierig bis unmöglich sein, ihn wiederzugewinnen. Nach dem Kennenlernen soll dem Nachfrager die Gelegenheit geboten werden, das vielfältige Angebot der verschiedenen Mostsorten zu verkosten, um danach seine persönliche Wahl zu treffen.

Die Einführung eines Gütesiegels, das dem Kunden einen gesunden, fehlerfreien Most gewährleistet und den Erzeuger zu qualitätsbewußter Produktion anspornt, erscheint sinnvoll. Die Kammer für Land- und Forstwirtschaft in Kärnten hat Richtlinien ausgearbeitet, nach denen die Verleihung des Gütesiegels geregelt werden soll.

— Der Bewerber muß Landwirt sein und der zu prüfende Most von ihm hergestellt worden sein.
— Der Most muß in neuwertigen Flaschen abgefüllt sein.
— Die Flaschen und der Verschluß dürfen keine fremden Aufschriften zeigen.
— Auf der Flasche muß das Etikett und das Wort »Obstmost« sowie Name und Adresse des Herstellers enthalten sein.
— Der Most muß klar, blank und farbtypisch sein.
— Der Alkoholgehalt muß zwischen 5,5 und 7,5 Vol-% liegen.
— Die titrierbare Säure muß zwischen 6 und 9 g/l ber. als WS betragen.
— Die flüchtige Säure darf maximal 0,8 g/l ber. als ES betragen.
— Der Most muß stabil sein (Prüfung bei gekühlter Lagerung und bei Raumtemperatur).

Proben sind an die LW-Kammer Kärnten, Obstbaureferat einzureichen. Die Zahl der ausgegebenen Qualitätsetiketten entspricht der Zahl der Flaschen, die von dieser Mostprobe abgefüllt wurden. Der Betrieb verpflichtet sich, das Gütesiegel nur für die bezeichnete Mostprobe zu verwenden und bei eventueller Qualitätsveränderung zurückzuziehen. Die Landwirtschaftskammer behält sich das Recht vor, zu einem späteren Zeitpunkt Proben zu entnehmen und diese einer neuerlichen Qualitätskontrolle zu unterziehen. (KB Nr. 44/1984).

Angebots- und Nachfrageschwankungen

Nachfrageschwankungen

Häufig wurde von den Produzenten auf eine stark ausgeprägte Schwankung der Nachfrage hingewiesen. Während der Wintermonate findet der Most einen schwächeren Absatz als während der Sommermonate. Es kann behauptet werden, daß der Verkauf erst im April/Mai zufriedenstellend wird. Bis zum Sommer hin steigert sich die Nachfrage ständig. Die Ursachen für diese Erscheinung können vielfältig sein. Beispielhaft seien einige Gründe angeführt:

— 8,62 % der befragten Personen erklärten, daß die Menge des selbstproduzierten Mostes nicht zur Deckung des privaten Bedarfes ausreicht und sie daher nach Verbrauch der selbsterstellten Menge auf den Zukauf angewiesen sind.
— Jene Produzenten, die geringe Mengen erzeugen, können ihre Kunden mangels an Ware nicht mehr zufriedenstellen und müssen sie daher an sonstige Produzenten verweisen, wodurch sich die Nachfrage bei diesen erhöht.
— 37,92 % bezeichnen den Most als geeigneten Durstlöscher. Es liegt in der Natur der Sache, daß während der Wintermonate ein geringeres Flüssigkeitsbedürfnis der Menschen vorliegt und

der Most vorwiegend während der Sommermonate als »Durstlöscher« geschätzt wird. Der Genuß des Getränkes in der Form des Glühmostes ist noch zu wenig bekannt. Diese Zubereitungsform könnte aber während der Wintermonate, insbesondere für den Verkauf in Berg- und Schihütten interessant sein. Während der Badesaison wird der Most mancherorts in den Bädern bereits angeboten.

— Ob das Einsetzen des Urlauberstromes nach Kärnten eine Steigerung des Umsatzes mit sich bringt, kann nicht ausgesagt werden, da die Untersuchung in der Vorsaison durchgeführt wurde und nur wenige Touristen angesprochen wurden.

Diese Nachfrageschwankungen erfordern die Lagerung des Mostes bis zum Sommer und können sich daher leicht auf die Qualität des Mostes auswirken. Für viele Bauern ist es nach wie vor unmöglich, die Haltbarkeit des Mostes ohne Zusatz von Chemikalien bis in die Sommermonate zu gewährleisten. Bereits ab April treten, mit dem Einsetzen wärmerer Außentemperaturen, die ersten Schwierigkeiten mit Infektionskrankheiten bei Mosten auf, selbst wenn diese bis dahin einwandfreie Qualität aufwiesen. Der Säureabbau des Mostes schreitet während der Lagerung fort, und der natürliche Schutz vor Infektionen geht dadurch verloren.

Angebotsschwankungen, Alternanzen

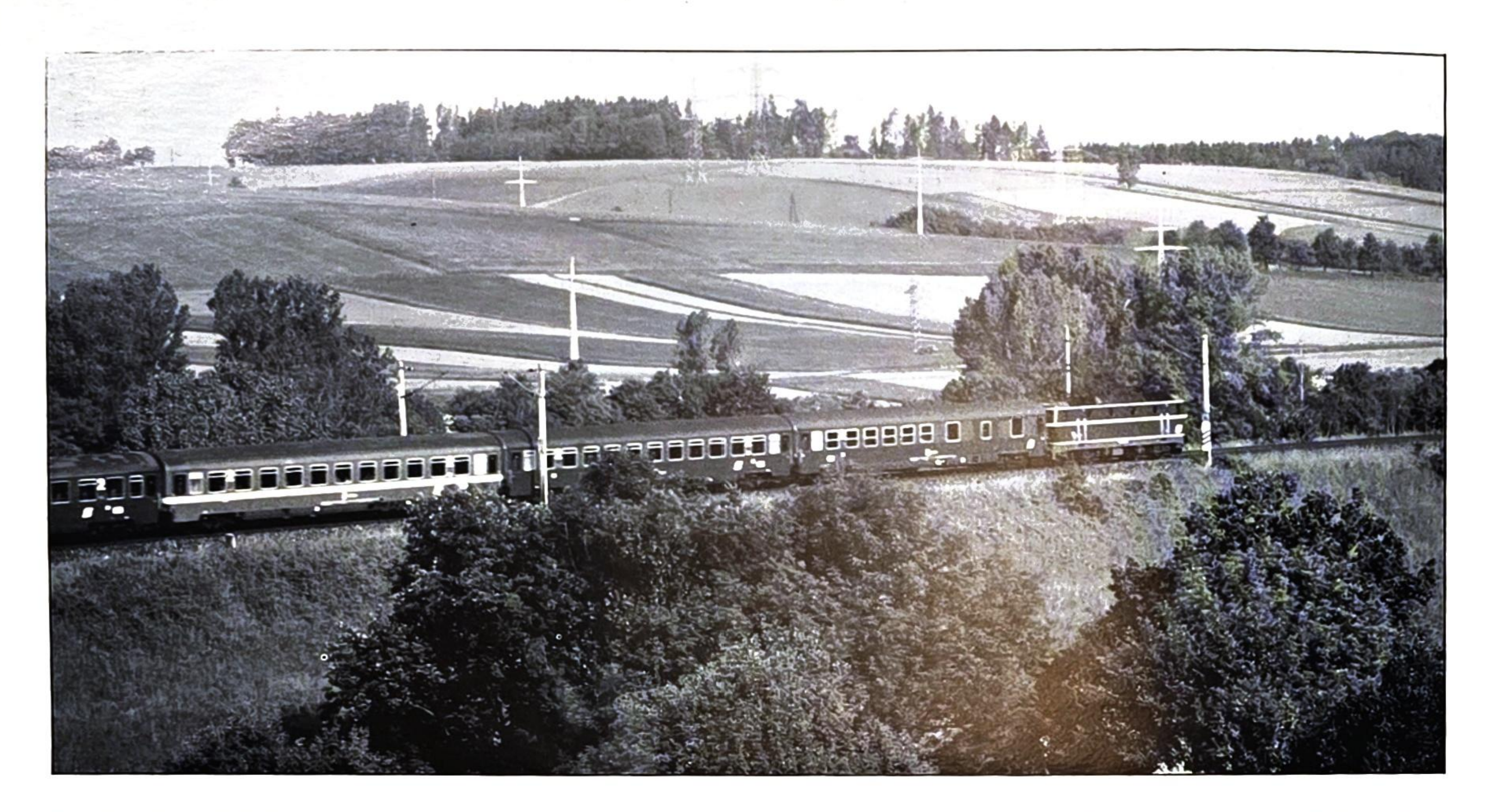
Die Angebotsschwankungen, die im Verlaufe mehrerer Wirtschaftsjahre durch unterschiedliche Ertragsmengen im Zufalls- bzw. Streuobstanbau verursacht werden, sind nicht vorhersehbar. Diese Ernteschwankungen werden durch Alternanzen und sonstige witterungsbedingte Faktoren bestimmt. Ein besonderes Problem besteht hiebei, daß sich diese Ertragsverschiebungen auf die gesamte bäuerliche Produktion in gleicher Weise auswirken, denn es werden nicht nur einzelne Produzenten betroffen, sondern eine gesamte Region, sodaß eine langfristig, kontinuierlich gleichbleibende Angebotsmenge gewährleistet ist. Kann der Bedarf nicht befriedigt werden, ist der Kunde gezwungen, auf Alternativprodukte auszuweichen. Es besteht die Gefahr, daß der Kauf des Alternativproduktes, dessen Angebot gesichert ist, zur Gewohnheit wird und eine Rückkehr zum Mostkonsum nicht mehr stattfindet. Soll eine gleichbleibende Nachfrage erzielt werden, setzt dies eine gesicherte Marktversorgung voraus. Eine sorgfältig durchgeführte Baumpflege, wie z. B. ein regelmäßiger Baumschnitt (nähere Informationen werden in der Obstbauversuchsanstalt St. Andrä erteilt), können die Ausprägungen der Ertragsschwankungen abschwächen.

Kann mit den Ernteerträgen der bäuerlichen Produktion die Marktbelieferung nicht bedarfsdeckend durchgeführt werden und weicht der Kunde auf den industriell hergestellten Most aus, dann ist eine hohe Qualität des bäuerlichen Produktes notwendig, damit es dem Kunden wert erscheint, wieder zum Erwerb des bäuerlichen Produktes zurückzukehren. Sucht der Konsument beim Bauern nach einer »Spezialität«, wie sie von der Industrie nicht hergestellt werden kann, so wird er eventuell dafür Verständnis aufbringen, wenn in einem Jahr die natürlichen Grundlagen zur Produktion nicht gegeben sind. Bei Verfeinerung der Produktionstechnik und sachgerechter Bevorratung kann der Most auch über längere Zeit gelagert werden, sodaß in Überschußjahren ein Vorrat angelegt wird, der bei Ernteausfällen zur Bedarfsdeckung herangezogen wird. Wird Most zu einer billigen Massenware, so kann es für die Bauern schwierig werden, mit der Industrie zu konkurrieren. In diesem Fall würden die Bauern unter Umständen lediglich die Aufgabe erfüllen, den Markt zu erschließen, von dem sie in weiterer Folge durch die Industrie verdrängt werden.



Bahnhof Amstetten —
der Taktknoten des Bezirkes

(Harald Schörner)



Der Verkehr wird bis zum Jahr 2000 um etwa 40% zunehmen: Daher muß der vermeidbare Kfz-Verkehr soweit wie möglich von der umweltfreundlichen Bahn übernommen werden. Die Bahn stellt sich dieser Herausforderung.

Da Österreich im Herzen Europas liegt, haben die Österreichischen Bundesbahnen eine besondere Rolle im europäischen Verkehr. Als Drehscheibe zwischen Nord-Süd und Ost-West kommt den Österreichischen Bundesbahnen eine besondere Verantwortung zu. Dieser Verantwortung sind sie sich voll bewußt und investieren daher in die Zukunft.

Mit dem Konzept »Die Neue Bahn« werden infrastrukturelle Voraussetzungen geschaffen, damit in Zukunft der umweltschonende Transport von Menschen und Gütern durch Österreich noch großzügiger vorangehen kann.

Und der Bahnhof Amstetten tut ein übriges dazu, um diese Internationalität des Verkehrsunternehmens ÖBB auf der Westbahn unter Beweis zu stellen.

Seit 2. Juni 1991 bewegt sich Österreich im Neuen Austro-Takt. Der NAT 91 hat seine Bewährungsprobe glänzend bestanden. Auch wenn es da und dort noch Probleme und gewisse Druckpunkte gab, bundesweite Analysen belegen schwarz auf weiß, daß der Neue Austro-Takt erfolgreich ist und von den Bahnkunden mit einer überwältigenden Mehrheit nicht nur akzeptiert, sondern äußerst positiv bewertet wird.

Die anfänglichen Probleme lagen vor allem darin, daß sich die täglichen Bahnkunden, hier insbesonders die Pendler, an neue Abfahrtszeiten und Abfahrten von anderen als den bisherigen Bahnsteigen gewöhnen mußten. Das erforderte ein gewisses Umdenken und Aufgeben liebgewordener Gewohnheiten, was aber im überwiegenden Regelfall mit einer kürzeren Gesamtreisedauer »belohnt« wurde. So ist zwar der direkte Kurswagen auf vielen Relationen gestrichen worden, durch kurze Umsteiganschlüsse ergibt sich jedoch nun die Zeitersparnis. Das vielzitierte Schlagwort von »Time is money« hat also nicht nur für die Bundesbahnen, sondern auch für deren Kunden neue Aktualität erlangt.

Erfolg auf allen Linien!

Zweifellos aber überwiegen die Positiva: So ist beispielsweise der Pünktlichkeitsgrad im Reisezugverkehr um ein Wesentliches angehoben worden, Frequenzen wie Einnahmen zeigen steigende Tendenz und, bereits zuvor erwähnt, von Meinungsforschungsinstituten durchgeführte Umfragen liefern ein Bild höchster Akzeptanz für den NAT.

Nehmen wir als Beispiel etwa die Verbindung Graz - Linz, so gab es hier im Juni 1990 nur drei Schnellzüge mit einer Spitzenfrequenz von 11.100 Fahrgästen, ein Jahr später, im NAT-Zeitalter, verkehren auf derselben Strecke acht Schnellzüge (also fast eine Verdreifachung), und die Spitzenfrequenz beträgt 25.800 Passagiere, weit mehr als das Doppelte.

Durchschnittlich ergaben sich bei den Eil- und Regionalzügen Steigerungen der Höchstfrequenzen von zehn bis fünfzehn Prozent. Und Frequenzerhöhung bedeutet Einnahmenerhöhung. Die eigenen Tariferträge im Bahnbetrieb aus Personen- und Gepäckverkehrseinnahmen konnten im Juni 1991 um rund 9,8 Prozent gegenüber Juni 1990 gesteigert werden, der Verkauf von Umwelttickets, Halbpreispässen, Kilometerbanken und anderen Schmankerln der Bahn erreichte neue Spitzenwerte, die »blechverliebten« Östereicher nützen immer mehr den Autoreisezug.

Natürlich kostet der NAT mehr Geld, wie es üblicherweise jede Innovation in der Anfangsphase mit sich bringt, jede Neuerung »rechnet« sich erst nach einer gewissen Zeit.

Ohne »Rapid-Viertelstunde«

Was die Pünktlichkeit im Reisezugverkehr angeht, so ist diese seit Einführung des NAT bei allen Zugskategorien erheblich verbessert worden. Noch im Mai lag der Pünktlichkeitsgrad (von null bis zehn Minuten) bei 69,6 Prozent, im Juli steigerte er sich schließlich schon auf respektable 77,6 Prozent. Hier aber auch wieder Abweichungen: EuroCity 76,8 Prozent, InterCity 88,0 Prozent und SuperCity sogar 88,4 Prozent.

Der Kunde sagt ja

Natürlich wollten's die Österreichischen Bundesbahnen genau wissen und beauftragten deshalb nicht nur zwei Meinungsforschungsinstitute mit Erhebungen, sondern führten auch eine eigene Befragung von mehr als 5.000 Reisenden im Raum Kärnten und Steiermark durch. Ergebnis: 86 Prozent zeigten sich zufrieden mit dem NAT 91!

Das österreichische Gallup-Institut knöpfte sich bundesweit in insgesamt 34 Zügen (aller Kategorien) knapp mehr als 4.000 Bahnkunden vor. Resultat: ein Zufriedenheitsgrad von 88 Prozent. Das Marktforschungsinstitut IFES ging in 2.000 österreichische Haushalte und registrierte hier 83 Prozent zufriedene Bahnkunden. Diesen Umstand beweist auch das Faktum, daß allein in den Monaten Juni und Juli um 900.000 Reisende mehr als im Vergleichszeitraum 1990 mit der — übrigens deutlich pünktlicheren — Bahn unterwegs waren, was sich natürlich auch positiv auf die Einnahmensituation ausgewirkt hat.

Traumnote für Zugbegleiter

Mit »Vorzug« schnitt bei der Gallup-Umfrage das ÖBB-Zugbegleiterpersonal ab. Die befragten Bahnreisenden gaben im Rahmen eines Schulnotensystems von eins bis fünf den Zugbegleitern die absolute Traumnote von 1,58. Damit wurde auch eine frühere internationale Euro-City-Analyse, bei der damals schon das österreichische Zugbegleiterpersonal als Europasieger hervorging, um ca. 0,5 Punkte übertrumpft.

Die Pünktlichkeit wurde mit 1,8, die Fahrzeit mit 1,93 und der Komfort mit 2,02 bewertet. Nicht ganz so gut steht es um das Speise- und Verpflegungsangebot (Note 2,64), das derzeit ebenfalls einer Neuregelung unterzogen wird. Schlußendlich erforschte Gallup, daß ein Viertel der Befragten im Nahverkehr und ein Drittel im Fernverkehr aufgrund des NAT mehr die Bahn benützen.

Es liegt nicht immer an den Österreichischen Bundesbahnen

Wenn Kritik an der Bahn geübt wird, so werden die ÖBB in vielen Fällen zu Unrecht geprügelt. Denn wenn internationale Schnellzüge (Wiener Walzer aus Basel, Donau-Kurier aus Dortmund, Austria-Nachtexpreß aus Ostende, Orient-Expreß aus Paris nach Budapest und der D 491 aus Hamburg) mit zum Teil erheblichen Verspätungen das neue Fahrplansystem empfindlich ins Wanken bringen (Folgen sind Anschlußversäumnisse und Verspätungen auch im Regionalverkehr), dann muß auch gleichzeitig entschieden darauf hingewiesen werden, daß diese Verspätungen bereits bei den Nachbarbahnen verursacht wurden.

Soweit es den Österreichischen Bundesbahnen möglich ist, versuchen sie jedoch, diese im Ausland verursachten Probleme zu lösen. So etwa war eine erste Ad-hoc-Maßnahme die Führung eines gesonderten Ersatz-Schnellzuges Salzburg Hbf - Wien Westbf bei Verspätungen des Orient-Expresses von mehr als 15 Minuten. Dadurch kann auch bei verspäteter Übergabe des »Orient« auf ein zuverlässiges innerösterreichisches Angebot zurückgegriffen werden.

Ein neuer Fahrplan erfordert selbstverständlich auch neue Wagen. Allerdings sind hier Lieferverzögerungen eingetreten, sodaß von den insgesamt 223 modernen Reisezugwagen zwei Monate nach Einführung des NAT erst 176 (darunter sieben von 18 bestellten Speisewagen) ausgeliefert waren. Bis Ende des Jahres sollen schließlich die noch fehlenden 47 Wagen auf Schiene gehen. Mit der Auslieferung der derzeit fehlenden elf Speisewagen wird es im Bereich der rollenden Gastronomie sicherlich zu einer weiteren deutlichen Qualitätsverbesserung kommen.

Mitspracherecht selbstverständlich

Natürlich hatten die Fahrplan-Fachleute bei der Ausarbeitung des NAT aufs engste mit den regionalen Behörden und Gebietskörperschaften, dem Österreichschen Institut für Raumplanung, den Kammern, Betrieben und Schulen kooperiert, offenbar war es in der Anfangsphase aber nicht immer möglich, den Interessen der Pendler und Schüler in allen Fällen zu entsprechen.

Doch Kritik macht Schule, im Winterfahrplan 1991/92 haben die Österreichischen Bundesbahnen mit weiteren Verbesserungen und insgesamt etwa 200 Fahrplankorrekturen den bisherigen Problemen entgegengewirkt. Die von den Bahnkunden eingebrachten Anregungen und Vorschläge fanden dabei ihren selbstverständlichen Eingang. Eine nächste Untersuchung und Analyse wird übrigens im Oktober anlaufen, um neue eventuelle Schwachstellen orten zu können.

Qualitätssteigerung im Güterverkehr

Was im Rahmen des NAT für den Personenverkehr gilt, hat auch Berechtigung für den Güterverkehr: Die Qualität nahm hier ebenfalls zu. Trotz verdichteten Reisezugangebots konnten nicht weniger als 60 neue Güterzüge fahrplanmäßig untergebracht und den Wünschen der verladenden Wirtschaft noch besser als früher entsprochen werden. Täglich bewegen 2.179 Güterzüge Hunderttausende Tonnen, umweltfreundlich und schnell.

Die Pünktlichkeit im Nachtsprungverkehr (null bis 30 Minuten) ist beispielsweise von früher rund 39 Prozent auf mehr als nun ansehnliche 82 Prozent gestiegen.

Der Pünktlichkeitsgrad des gesamten Güterverkehrs erhöhte sich von 25 auf 70,3 Prozent. Ebenso gab es auch mehr »Cash«: Die eigenen Tariferträge aus den Güterverkehrseinnahmen stiegen im Vergleich zum Juni 1990 im Juni 1991 um zehn Prozent. Ein neues Güterzugverkehrskonzept ist in enger Kooperation mit der Bundeswirtschaftskammer, den Spediteuren und Frächtern derzeit in Ausarbeitung und wird für die Zukunft weitere Verbesserung von Qualität, Logistik und allen sonstigen wichtigen Teilbereichen bringen.

Blickpunkt NAT 2000

Die Jahrtausendwende war für den Menschen schon von jeher eine magische Grenze, ein magisches Ziel. Für die Österreichischen Bundesbahnen ist dieser Schritt in ein nächstes Jahrtausend verbunden mit dem »Idealfahrplan« NAT 2000, der auf dem NAT 91 basiert.

So wie jetzt erste Korrekturen und Verbesserungen erfolgen, werden auch in Zukunft sukzessive Fahrplanänderungen unter Berücksichtigung der Kundenwünsche und -bedürfnisse vorgenommen werden.

Daneben gilt es ebenso, noch eine Vielzahl von infrastrukturellen Maßnahmen zu verwirklichen, um den Platz der Bahn als umweltfreundliches, modernes, sicheres und zuverlässiges Verkehrsmittel weiter zu festigen.

[illegible] tut sich im Bereich [illegible] einiges:

[illegible] Haag - St.Valentin«

[illegible] Rahmen der Baumaßnahmen zur [illegible] Linienverbesserung Amstetten West, [illegible] Linienverbesserung Aschbach, Umfahrung [illegible] Amstetten sowie die Linienverbesserung Haag / St. Valentin vorgesehen.

Die Linienverbesserung Haag / St.Valentin wurde durch Verordnung vom 11.August 1989 der Eisenbahn-Hochleistungsstrecken AG zur Planung und zum Bau übertragen. Sie stellt einen wesentlichen Bestandteil des Ausbaues der Westbahn zur Hochleistungsstrecke dar, zum Zwecke der Steigerung der Kapazität und Leistungsfähigkeit der Schiene.

Derzeit befindet sich dieses Vorhaben im Trassenauswahlverfahren. Es wurden im Rahmen der Planungstätigkeiten die optimale Linienführung — auch im Hinblick auf ihre Umweltfreundlichkeit — erarbeitet und die vom Projekt berührten Gemeinden Haag sowie St.Valentin bzw. die Gebietskörperschaften im Sinne einer frühen Einbindung in die Planungsarbeiten von den bisherigen Ergebnissen in Kenntnis gesetzt.

Offizielle Eröffnung des Parkdecks im Bahnhof Amstetten

Am 31. Mai 1991 wurde das Parkhaus in Amstetten in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes offiziell eröffnet. Das Parkdeck an der Eggersdorferstraße wurde mit einem finanziellen Gesamtaufwand von rund 35 Millionen Schilling errichtet. Laut Vertrag wurde die Hälfte dieser Kosten, also 17,5 Millionen Schilling, von der Stadtgemeinde Amstetten getragen, von den weiteren 17,5 Millionen Schilling übernehmen die Österreichischen Bundesbahnen 50%, die Stadt Amstetten 30% und das Land Niederösterreich 20%. Darüberhinaus wurden zum Ankauf der Liegenschaft von der Stadtgemeinde Amstetten 4,5 Millionen Schilling Grunderwerbskosten aufgebracht.

Das Objekt ist in 4 Parkebenen, jeweils um einen halben Stock versetzt, gegliedert. Keller und Erdgeschoß werden durch die Stadtgemeinde genutzt, Obergeschoß und Dachgeschoß durch die Österreichischen Bundesbahnen in Form von Park & Ride.

Zur Anbindung des Parkhauses an den Bahnhof und den Busbahnhof wurde ein Fußgängertunnel errichtet. Die Gesamtrohbaukosten dieses Tunnels betrugen rund 14 Millionen Schilling. Die Stadtgemeinde Amstetten beteiligte sich mit 3,5 Millionen Schilling und das Land Niederösterreich mit ca. 1,4 Millionen Schilling.

Im Parkdeck stehen 314 PKW-Standplätze, davon 165 Stellplätze für ÖBB-Kunden, sowie 40 Einstellmöglichkeiten für Fahrräder zur Verfügung.

Außerdem sind fünf Behindertenstandplätze und ein Behinderten-WC (im Einfahrtsbereich) sowie eine öffentliche WC-Anlage im Westteil des Parkhauses installiert.

Neuer Bahnsteigdach-Prototyp im Bahnhof Amstetten

Mit der Einführung des Neuen Austro-Taktes seit 2. Juni 1991 sind 32 Züge mit einer Höchstgeschwindigkeit bis zu 160 km/h unterwegs. Wegen der höheren Durchfahrgeschwindigkeit in den Bahnhöfen und des dadurch auftretenden Staudrucks werden an die Bahnsteigdächer enorme statische Anforderungen gestellt. Aus diesem Grund müssen die meist alten Dächer abgetragen und durch Neukonstruktionen ersetzt werden, wie z.B. im Bahnhof Amstetten. Die alte Bahnsteigüberdachung aus dem Jahre 1910 bestand aus genieteten Stahlfachwerken. Eine Instandsetzung bzw. Verstärkung ist wegen des hohen Alters der Stahlkonstruktion und der daraus resultierenden kostenintensiven Sanierung nicht zweckmäßig. Damit war ein Neubau notwendig.

Der wegen des Hochleistungsverkehrs laufende Streckenausbau zwischen St.Pölten und Attnang-Puchheim war der Anlaß, die im Bahnhof Amstetten erforderlichen Umbaumaßnahmen mit dem Programm der Bahnhofverbesserung, ein Projekt der Neuen Bahn, zu koordinieren.

Anhand der konkreten Aufgabenstellung Amstetten wurde das neue Bahnsteigdach, entsprechend dem Corporate-Design, entwickelt. Diese Planung, welche künftig bundesweit angewendet werden soll, erfolgte auf Basis des im Jahr 1990 stattgefundenen Ideenwettbewerbes für ein zukunftsorientiertes Corporate Design bei der Gestaltung und Verbesserung von Bahnhöfen und des daraus entwickelten Anforderungsprofils.

Das Planungsteam besteht aus den Wettbewerbs-Preisträgern Architekt Mag. Harald Wallner, Dipl.Ing. Zechner & Zechner und Arch. Dipl.Ing. Albert Wimmer.

In Zusammenarbeit mit den Konstrukteuren Prof. Dipl.Ing. Wolf-Dietrich Ziesel und Dipl.Ing. Oskar Graf und unter Beiziehung der ÖBB-Fachleute wurde in einem selektiven Verfahren aus einer Vielzahl von Varianten in einer halbjährigen Entwicklungsarbeit folgendes System entworfen:

- Ein Stützen- und Konstruktionsraster, der von einer Wagenlänge von 26,4 m abgeleitet und deshalb mit einem Modul von 13,2 m definiert wurde.
- Doppelstützen sowie das Konstruktionsprinzip zweier Längsträger mit Sekundärträgern, die die Dachkonstruktion tragen.
- Ein »Lichtbogensegment« über den Aufgangssituationen, das den die Stiege oder den Aufzug benutzenden Bahnkunden eine optimal überschaubare Orientierungsmöglichkeit bietet.

Zwei feingliedrige, dreiecksförmige, fachwerksartig ausgebildete Träger werden in jeweils 2 Punkten auf dem Stützenkopf aufgelagert.

Die Blickuntersicht bis zu den seitlichen Jalousien hin definiert visuell den Raum und beinhaltet Beleuchtung und Kabeltrassen. In den Stützen ist das Regenabfallrohr miteingebaut und im Stützkopfbereich als architektonisches Element ausgebildet.

Das konstruktive System erlaubt die Lösung von Sondersituationen im gleichen Konzept (z. B. bei verschiedenen Bahnsteigbreiten).

Ein Prototyp des neuen Regelfeldes in Originalgröße wurde mit einer Länge von 13,20 m im Bahnhof Amstetten aufgestellt. Dadurch kann eine nochmalige Entwurfs- und Qualitätskontrolle erfolgen, bevor mit der Serienproduktion begonnen wird.

Durch eine prägnante durchgängige Gestaltung — bei gleichzeitiger Erhaltung der ortsspezifischen Charakteristika der jeweiligen Bahnhöfe — wird ein unverwechselbares Erscheinungsbild der Neuen Bahn, das der Vorstellung eines benutzerfreundlichen, modernen Unternehmens gerecht wird, erzielt. Die verschiedenen baulichen Maßnahmen und Interpretationen wurden in Module gegliedert, um so bei der Realisierung des Gesamtkonzeptes — je nach örtlicher Gegebenheit und Anforderung — darauf aufbauen zu können.

Aufnahme des »Rechtsfahrens« auf der Westbahn

Der Ausbau der Westbahnstrecke zwischen St.Pölten und Attnang-Puchheim zu einer Hochleistungsstrecke im Rahmen

des Programmes »Neue Bahn« sowie die Einführung des Neuen Austro-Taktes (NAT 91) machten ein durchgehendes »Rechtsfahren« der Züge von Wien bis Salzburg notwendig.

»Rechtsfahren« heißt, daß die Züge, äquivalent zu Autos auf der Straße, die rechte »Fahrbahn«, hier das rechte Streckengleis, befahren bzw. auf diesem in den Haltestellen und Bahnhöfen halten. Diese Umstellung bedeutet für die Reisenden, daß sie, im Gegensatz zu früher, seit Sonntag, dem 2. Juni 1991, in der Regel auf einem anderen Bahnsteig abfahren bzw. ankommen. Als Gedächtnisstütze kann die Straßensituation dienen, bei der der Autobus in die Haltestelle von links einfährt.

Auf der Westbahnstrecke Wien - Salzburg wurde ursprünglich links gefahren. Die Umstellung auf »Rechtsfahren« wurde vor ca. 70 Jahren ab Salzburg begonnen, aber bis 1943 nur bis zum Bahnhof Amstetten realisiert. Mit der Einführung des Neuen Austro-Taktes 91 wurde sie abgeschlossen und auch zwischen Amstetten und Wien Westbahnhof vorgenommen.

Im Neuen Austro-Takt 91 wären vor allem die Kreuzungen der Züge am Ostkopf des Bahnhofes Amstetten und der zweifache Gleiswechsel aller haltenden Züge Richtung Wien Westbahnhof im Bahnhof Wien Hütteldorf aus betrieblichen und zeitlichen Gründen nicht mehr möglich gewesen. Dies war auch der Hauptgrund für die Einführung des Rechtsfahrens als Regelrichtung.

Die neuen Verkehrsverbünde in Niederösterreich helfen den Bahnkunden sparen, heißt der Slogan, der seit 1. Jänner 1991 den öffentlichen Verkehr in Niederösterreich und im mittleren Burgenland charakterisiert. Ab diesem Zeitpunkt wurden — erstmalig in Österreich — alle öffentlichen Verkehrsträger der gesamten Ostregion in einem Verbund zusammengefaßt.

Nach einem zweijährigen »Probelauf« im nördlichen Weinviertel gibt es seit 1. Jänner 1991 vier Verbünde, in die auch der Schienenverkehr der Österreichischen Bundesbahnen einbezogen ist. Einer davon ist Amstetten. Auf den Buslinien wird ein einheitlicher Tarif gelten, der auch Wochen-, Monats- und Jahreskarten umfaßt.

Der neue Verbund bietet drei große Vorteile:

1. Geldersparnis

Im Kraftwagenlinienverkehr wird z. B. eine Wochenkarte für 7 Tage für beliebig viele Fahrten nur mehr den 3,5fachen Einzelfahrpreis kosten.

Darüber hinaus wurden auch Bus-Monatskarten eingeführt, die zum 14fachen Einzelfahrpreis verkauft werden.

Außerdem werden Bus-Jahreskarten (12 Monate gültig ab dem Benützungsbeginn) zum Preis von 10 Monatskarten ausgegeben, wobei eine monatliche Abbuchung möglich sein wird. Im Umsteigeverkehr zwischen Schiene und Bus wird man nur mehr e i n e Jahreskarte benötigen.

2. Zeitersparnis

Sie ergibt sich daraus, daß unter den besten Bus-Verbindungen der verschiedenen Linien ausgewählt werden kann. Der Fahrgast kann für jede Strecke jenes Unternehmen aussuchen, das zu einer für ihn besonders günstigen Zeit fährt, egal bei welchem Unternehmen die Fahrkarte gekauft wird.

Als weiterer Anreiz, den öffentlichen Verkehr zu benützen, haben ab 1. Jänner 1991 Buszeitkarten auf Parallelstrecken auch bei den ÖBB Gültigkeit.

3. Umweltentlastung

Wenn mehr Autofahrer das jetzt deutlich verbesserte Angebot der öffentlichen Verkehrsmittel nutzen, werden nicht nur Schadstoffe reduziert und Treibstoff gespart, sondern die bestehenden Verkehrswege und damit auch deren Anrainer entlastet.



Die Finanzierung dieser bedeutenden Attraktivierungsmaßnahmen übernehmen je zur Hälfte der Bund und die Länder Niederösterreich und Burgenland.

Mit der Schaffung der Verkehrsverbünde in Niederösterreich und im mittleren Burgenland wurde der erste Schritt getan, dem öffentlichen Verkehr seine Rolle als wesentlicher Faktor für die Mobilität der regionalen Bevölkerung verstärkt zuzuweisen.

Durch eine enge Kooperation der Unternehmen wird es, mit Unterstützung des Bundes und der Länder Niederösterreich und Burgenland, möglich werden, das gesamte Verkehrsangebot den Erfordernissen besser anzupassen.

Damit sollte es auch möglich werden, den öffentlichen Verkehr attraktiver zu machen und die Fahrgastfrequenzen zu steigern.

Derzeit	ab 1. 1. 1991 im Verbund	
Wochenkarten		
5-Tage-Wochenkarte Einzelfahrpreis x 5	Wochenstreckenkarte Einzelfahrpreis x 3,5	Ersparnis 30,0%
Wochenstreckenkarte Einzelfahrpreis x 6		Ersparnis 41,7%

Monatskarten

bestehen derzeit nicht. Im Vergleich mit Wochenkarten ergeben sich folgende Preisreduzierungen:

5-Tage-Wochenkarte zu Monatskarte	Ersparnis 34,9%
Wochenstreckenkarte zu Monatskarte	Ersparnis 45,7%

Jahreskarten

bestehen derzeit nicht. Im Vergleich mit Wochenkarten ergeben sich folgende Preisreduzierungen:

5-Tage-Wochenkarte zu Jahreskarte	Ersparnis 40,8%

Ersparnis
50,7%

...chen-, Monats- und Jahreskarten ... Rückfahrt pro Tag und auch an ...en.

Verkehrs... ...reich Zentral/Mostviertel (ZMV)
Verbund... ...Einwohner
Politische Bezirke: St.Pölten, Lilienfeld, Melk, Scheibbs und Amstetten sowie die Statutarstädte St.Pölten und Waidhofen/Ybbs

Ein kurzer Überblick über die Bahnhofchronik:

Der Bahnhof Amstetten liegt an der Westbahn im km 124,558 und wurde im Jahr 1858 eröffnet. Ein Großteil des Bahnhofes wurde im März 1945 bei Fliegerangriffen zerstört.

15. 12. 1858: Eröffnung der eingleisigen Strecke Wien - Linz
Bf Amstetten: 3 Hauptgleise, 1 Magazingleis,
1 Gleis zur Drehscheibe

01. 11. 1872: Eröffnung der Bahnlinie Amstetten Kastenreith.

1914 - 1918: Bau eines zusätzlichen Güterbahnhofes.

28. 06. 1951: Eröffnung des elektrischen Betriebes Linz - Amstetten.

19. 12. 1952: Eröffnung des elektrischen Betriebes Amstetten - Wien.

12. 08. 1958: Inbetriebnahme des Gleisbildstellwerkes (Drucktasten)

13. 12. 1968: Eröffnung des elektrischen Betriebes Amstetten - Kleinreifling.

30. 09. 1987: Eröffnung des Personentunnels Ost — Verlängerung zum Südausgang.

1988 - 1991: Umbau des Weichenostkopfes und Weichenwestkopfes, Errichtung des neuen Zentralstellwerkes, Auflassung der Stellwerke 2 und 3.

31. 05. 1991: Eröffnung des Personentunnels Westseite und des Parkdecks (360 Stellplätze, davon ca. 150 Plätze Park & Ride).

02. 06. 1991: Umstellen auf Rechtsfahren zwischen Amstetten und Wien West. Inkrafttreten des Taktfahrplanes NAT 91 — Amstetten ist IC-Taktknoten.

Obstmost ist wieder »in«

Laudatio von Obstbaudirektor Ing. Karl Holzer anläßlich der 1. Mosttaufe am 20.1.1992 in Abetzdorf beim Mostbauern Ferdinand Litzellachner.

Der Obstmost ist gerade im Mostviertel ein altes, bekanntes Getränk und war früher neben Bier, Wasser und Fruchtsäften das einzige weit verbreitete allgemein übliche Getränk. Unser Viertel, eines der ältesten, wird auch Mostviertel genannt. Most wurde überall, in jedem Bauernhaus und bei jedem Besuch bei Freunden angeboten.

Erst in unserer Zeit, besonders nach dem 2. Weltkrieg, hat Obstmost seine Bedeutung verloren, und der Begriff Most wurde sogar im Weingesetz für Traubensaft verwendet. Oftmals haben die Bauern den Obstmost im Keller kaputt werden lassen und sind in ein Geschäft gefahren, um sich Bier, Cola oder eine Limonade zu kaufen, weil man es sich leisten konnte.

Erst mit Beginn der 80er Jahre hat sich das Image des Mostes wieder angehoben. Durch vielfache Information und Werbung wurde Obstmost »wieder entdeckt«. Heute ist Obstmost wieder »in«. Er bekommt jenen Platz in der Gesellschaft, den er verdient, und wird als natürliches, wertvolles Getränk auch gerne gekauft und getrunken. Wie bei Wein hat sich der Obstmost auch durch hohe Kellertechnologie zu einem hohen Qualitätsprodukt entwickelt, und es werden immer mehr Spezialitäten, von Mischmost über reinen Apfel- oder Birnenmost, ja sogar sortenreine Moste, auf den Markt gebracht, die auch sehr gute Preise erzielen. Weitere Spezialitäten aus Obst wie naturreine Fruchtsäfte, Cider oder Obstsekt werden immer mehr bekannt und gerne gekauft.

Obstmost ist schon deswegen ein wertvolles Produkt, weil durch eine gute Verwertung auch die Wirtschaftlichkeit wieder ansteigt. Die alten Mostobstbäume bleiben wieder erhalten, und eine Mostviertler Landschaft ohne Mostobstbäume wäre ja fast undenkbar.

In der immer stärker werdenden sogenannten Grünwelle und bei immer höherem Gesundheitsbewußtsein hat der Obstmost eben auch wieder hohe gesundheitliche und ökologische Bedeutung. Ernährungsphysiologisch ist Obstmost ein wertvolles Getränk, weil es die Verdauung anregt und durch die guten Säuren Fett aufschließt. Most beugt auch der Verkalkung vor, wie ein oberösterreichischer Arzt vielfach behauptet, wenn er bei chirurgischen Eingriffen sofort am Zustand der Gefäße den Mosttrinker erkennt. Most wirkt erfrischend, enthält kaum Zuckerreste und ist daher auch für die Diätkost geeignet. Most wird in der Regel aus naturbelassenem, ungedüngtem und ungespritztem Obst gewonnen und ohne chemische Zusätze und ohne sonstige Veränderungen durch reine physikalische kellertechnische Maßnahmen erzeugt.



Die Qualität des Mostes beruht immer auf der guten Qualität des Obstes. Dieses soll reif und sauber sein und sich möglichst aus mehreren Sorten zusammensetzen. Ein sauberer Preßvorgang und eine richtige Gärung (Untergärung) mit Rein-Gärhefe und ein anschließendes richtiges Behandeln des Mostes, d. h. entsprechend gelagert und von Geläger abgezogen, sind die Voraussetzungen für eine Stabilisierung und lange Haltbarkeit des Produktes. Most ist in der Behandlung immer noch empfindlicher als Wein, weil er einen geringeren Alkohol hat und meistens auch einen niederen Säuregehalt. Eine ordentliche kellertechnische Behandlung garantiert auch ein langes Halten des Qualitätsmostes. Die sogenannten Landessäuren sind fast immer schlecht behandelte Moste, wo bereits eine Essigsäuregärung eingesetzt hat und der Konsument oft nicht weiß, soll er das Produkt zum Trinken oder zum Salatmachen verwenden. Guter Qualitätsmost hat in der Regel zwischen 6 und 7 % Alkohol und 6 - 9 ‰ Säure, keine flüchtige Säure (Essigsäure), ist klar, sauber und von sortentypischem Geschmack. Die Farbe ist je nach verwendeter Obstart von Hellgelb bis Goldgelb.

Qualitätsmost darf auch im Verkauf seinen Preis kosten, und schon aus Fragen des Images sollte guter Most nicht unter dem Preis verkauft werden. Zu einem »billigen Jakob« macht man sich selbst.

Aus all diesen erwähnten Aspekten kann man dem Most auch in Zukunft eine sehr positive Entwicklung voraussagen, wenn die Bauern auch bereit sind, das gute, natürliche Produkt in hoher Qualität und zu vernünftigen Preisen auf den Markt zu bringen. Immer öfter sollte es heißen

»Prost mit Most«.

Blühendes Mostviertel

Das Land der Mostbirnen

(Dr. Heimo Cerny)



Birnbaum und Vierkanter, das sind die unverwechselbaren Wahrzeichen der uralten Kulturlandschaft des Mostviertels, dessen Kerngebiet zwischen dem Unterlauf der Enns und dem Einzugsgebiet der Ybbs im westlichen Niederösterreich liegt. Während der Marillenblüte in der Wachau alljährlich höchste Bewunderung zuteil wird, schenkt man der viel weiträumiger angesiedelten und länger andauernden Birnbaumblüte im Mostviertel kaum Beachtung. Zu Unrecht, denn sie ist ein üppiges Fest für die Augen. Überhaupt harrt das Mostviertel in vieler Hinsicht noch seiner Entdeckung. Und mit ihm der Most. Denn er ist ein ganz besond're Saft!

* * * * *

Wer in diesen Frühlingswochen auf den Landstraßen der Region Amstetten - Strengberg - Haag unterwegs ist, dem bietet sich eine Kulisse von unvergleichlicher Anmut: Im riesigen Garten des Mostviertels erblühen jetzt die Kronen von 500.000 Streuobstbäumen — zwei Drittel davon sind Birnbäume — in jungfräulichem Weiß, als tummelten sich unzählige Schäferwölkchen im frischen Grün der sanften Hügellandschaft. Dazwischen liegen majestätisch die ausladenden Vierkanthöfe mit ihren charakteristischen rotbraunen Sichtziegelfassaden. Was jetzt so schneeweiß blüht, das wird sich im kommenden Herbst — ein gutes Obstjahr und viel bäuerlichen Fleiß vorausgesetzt — in jenes köstlich erfrischende, bernsteinfarbene Getränk verwandeln, das zum Taufpaten dieses Landstriches wurde: den Most.

Der Most und sein Viertel! Die Bezeichnung Mostviertel ist weder eine amtliche noch eine kartographische Definition, es ist auch keine urkundliche Erstnennung auszumachen. Es ist vielmehr ein volkstümlicher Begriff, der aus dem untrüglichen Instinkt der einheimischen Bevölkerung für uralte Überlieferungen und Zusammenhänge erwachsen ist.

Aufgrund der Erkenntnisse der genetischen Pflanzengeographie ist nachzuweisen, daß das Alpenvorland zwischen Traisen und Hausruck der europäische Entstehungsmittelpunkt der Holz- bzw. Mostbirne ist. Jahrmillionenalte Meeresablagerungen — die Geologen nennen sie Flysch-Molasse — ließen hier außerordentlich fruchtbare und schwere Böden entstehen. Mit seiner enormen Wurzelenergie kann der Mostbirnbaum die nährstoffkräftigen und aromatischen Lehmschichten optimal erschließen, erreicht erstaunliche Dimensionen, wird an die 200 Jahre alt und wirft Fruchtbehänge bis zu 1000 kg ab! Der heutige politische Bezirk Amstetten liegt genau im Zentrum jener Region und darf daher mit Recht den Anspruch erheben, als das eigentliche Mostviertel zu gelten, obwohl sich der Name längst als Synonym für das gesamte Viertel ober dem Wienerwald eingebürgert hat.

Die Kelten Galliens sollen die ersten gewesen sein, die Obstkelterei betrieben. Dafür gibt es zwar keinen Beweis, doch wird in der Normandie und Bretagne, alten keltischen Rückzugsgebieten, ein spezieller Apfelwein, der milde Cidre, teils auch zu Calvados gebrannt, erzeugt. Auch den von der römischen Kultur noch nicht berührten Germanen war der Obstwein bekannt. Sie besaßen dafür, wie uns die Sprachforschung lehrt, den Ausdruck »lit«. Diese Silbe hat sich im bairisch-österreichischen Raum in Zusammensetzungen wie Leitgeb (für Wirt) und Leithaus (für Wirts-

haus) bis ins 19. Jahrhundert erhalten. Unter »leitgeben« verstand man im Mittelalter das Ausschenken alkoholischer Getränke.

Das Wort Most selbst ist mit dem Vokabular des Weinbaus erst viel später aus dem Lateinischen entlehnt worden und bedeutete ursprünglich unvergorenen Traubensaft (vinum mustum = junger Wein). Auch heute versteht man in Weingegenden unter Most nichts anderes als den frisch gepreßten Saft der Trauben, Traubenmost. Erst ab dem 12. Jahrhundert ist im süddeutschen Raum vornehmlich der aus Birnen gekelterte Trank als Most bezeichnet worden, und man unterschied fortan zwischen dem leichteren »birenmost« und dem stärkeren, länger haltbaren »apfeltranc«.

Nach und nach hat sich der Begriff Most für Obstwein jeglicher Art eingebürgert.

Nach diesem Exkurs über die gar nicht so einfache Nomenklatur des Mostes kehren wir wieder ins niederösterreichische Birnbaumland zurück: viele auf die bairische Landnahme zurückgehende Orts-, Flur- und Hofnamen verweisen auf eine früh vorhandene Obstpflege und naturgemäß damit verbundene Mostkelterei: Baumgarten, Baumgarthof, Baumgartlehen, Bierbaumer, Bierbaumdorf, Biramühl, Holzapfelberg, Weinapfellehen, Möstlhub, Möstlöd, Möstlbauer etc.

Der vergorene Birnen- und Apfelsaft hat auch in der Dichtung des Mittelalters seine Spuren hinterlassen. Der Minnesänger Neidhart von Reuenthal, der bei den Bauern des Mostviertels häufig zu Gast war, bekennt in einem seiner Lieder, daß ihm ein Krug Birnenmost aus den Händen seiner Angebeteten die trockene Kehle wieder zum Klingen brachte:

»Do bat mich diu vil minnecliche singen
den minen sang:
si schankt mir mit dem kruoge
daz mir diu kel
wider wurde heiter unde hel.
Ir birenmost den tranc ich also swinde:
des was si fro.«

Mit diesen um 1240 entstandenen Versen wurde unserem heimischen Birnenmost nicht nur ein köstliches literarisches Denkmal gesetzt, es ist zugleich die früheste schriftliche Erwähnung dieses Getränks in Mitteleuropa. Ein Menschenalter später besingt der Niederösterreicher Peter Suchenwirt in einem satirischen Lobgedicht, wie »ein chrug *äphltranc«* dem in Ohnmacht gefallenen Ritter Gunolf Lappen von Ernwicht wieder auf die Beine verhilft.

Trotz mehrfacher Erwähnung in literarischen Quellen muß angenommen werden, daß Most im mittelalterlichen Niederösterreich nur in geringen Mengen produziert wurde. Weitaus größere Aufmerksamkeit hat man – auch im Gebiet des heutigen Mostviertels – dem Weinbau entgegengebracht. Pragmatiker werden allerdings von der Devise ausgegangen sein: Lieber ein guter Most als ein schlechter Wein!



»Die Zukunft regionaler Identität«

(Univ.-Prof. Dr. Manfred Wagner)

Ich bin Kulturhistoriker mit dem Schwerpunkt »Österreich ab dem 18. Jahrhundert«. Als Kulturhistoriker ist man Geisteswissenschaftler und als Geisteswissenschaftler ist man eigentlich, wie jeder andere Wissenschaftler, der Wahrheit verpflichtet, oder das was man nach wissenschaftlicher Erkenntnis für Wahrheit hält. Sie müssen mir daher erlauben, daß ich vielleicht auch manche Dinge sagen werde, die in ihren Ohren unangenehm klingen, die vielleicht auch für manche Konvention verletzend sind. Als wir das Thema vereinbart haben, war uns eigentlich nicht bewußt, in welch politisch brisanten Situation wir über dieses Thema reden werden, denn inzwischen sind die Maastrichter-Verträge unterschrieben. Die Maastrichter-Verträge haben eine Unterschrift, die in den österreichischen Massenmedien meistens untergegangen ist, unter einen Aspekt gesetzt, der uns direkt betrifft, nämlich die Regionalisierung Europas.

Das ist nicht ganz so einfach gewesen, denn wir dürfen nicht vergessen, daß dieses Europa in den letzten Jahrhunderten eine Geschichte gehabt hat, die sich eigentlich gegen die Regionalisierung gewendet hat. Wenn ich ganz kurz zurückschalte zur österreichischen Geschichte, dann merken wir eigentlich ein Österreichbewußtsein im Sinne eines nationalen Bewußtseins wahrscheinlich erst zu Ende des 18. Jahrhunderts, also ungefähr 1796, als Josef Haydn seine berühmte Hymne schreibt »Gott erhalte Franz den Kaiser«. Das erste Mal als Kaiser Franz I. seine Rede an seine Völker hält, wo er darüber redet, daß die Österreichischen Völker sich verteidigen müssen gegen Napoleon. Es gibt heute noch einen Strang in der Geschichtswissenschaft, der dies leugnet. Sie sagen, es ging damals nicht um ein österreichisches Problem, sondern um ein habsburgisches Problem. Sie kennen alle die Entwicklung im 19. Jahrhundert zu den diversen Nationalstaaten. Das 19. Jahrhundert brachte doch das Unglück eines Wegstrebens von einem gemeinsamen Ganzen, nicht nur in der Religion, sondern auch in der Politik mit dem Ergebnis einer Nationalstaatlichkeit. Interessanterweise ist das in Österreich verknüpft mit dem Aufstand von 1848 und einem Festhalten an dieser Nationalstaatlichkeit, die dann hinüberwuchs in eine nationale Völkischheit bis hinein ins 20. Jahrhundert bis in den Nationalsozialismus. Denn das Österreichgefühl der 1. Republik ist nahezu keines, sondern ist im wesentlichen geprägt von der festen Überzeugung, daß Österreich nicht existieren kann, daß es deswegen den Anschluß braucht. Dies nicht nur im Bereich eines deutschnationalen Lagers, das ohnehin aus den siebziger Jahren schon vehement vorhanden war, sondern auch im Bereich des sozialistischen Lagers. Selbstverständlich sind auch im Bereich des konservativen Lagers gewisse monarchische Traditionen immer noch da. Das heißt, dieses Deutschbewußtsein, dieses Bewußtsein einer Volkszugehörigkeit ist ein Entwicklungslerngang des 19. und 20. Jahrhunderts.

Wir haben ein Österreichbewußtsein nach dem 2. Weltkrieg. Im wesentlichen durch drei Kategorien geprägt. Das erste ist eine doch große Gruppe österreichischer Politiker aus allen politischen Lagern, die gemeinsam im Widerstand sich fanden und die gemeinsam in den Konzentrationslagern sich fanden. Wir haben eine Exilgruppe, die im wesentlichen dieses Österreichkonzept von London her aufbringt. Das ist Robert Neumann, der dort die große Österreichtreue hält. Zu einem Österreich, das es ja gar nicht gibt. Und es ist schließlich der Staatsvertrag. Wir haben heute dieses Österreichbewußtsein völlig da. Wir haben 76% der Österreicher, die die Nationalstaatlichkeit zumindest bejahen. Wir haben daneben, immer im Rahmen unserer Verfassung, die Parallelität mit dem Föderalismus, mit den Ländern. Ich will jetzt auf diese Problematik nicht eingehen, aber wenn sie die österreichische Politik der Gegenwart ansehen, werden sie sehen, daß zwischen Ländern und Bund eigentlich nur zentrale Konflikte existieren, die im Bereich von politischen Parteien manchmal bis zum Selbstmord ausarten können, die im Bereich von anderen Gruppierungen immer als Loslösungskapazitäten gelöst werden, aber immer in letzter Sekunde. Das heißt wir haben hier einen Status quo, daß sich Österreich nicht entschieden hat, was es eigentlich sein will. Will es der nationale Staat sein, mit einer sehr zentralen Gewalt, die ja inzwischen nicht mehr vom Parlament ausgeht, sondern von der Regierung ausgeht — auch eine merkwürdige Umdrehung der österreichischen Verfassung — oder will es ein Konzept der Regionen, sprich der Länder sein, wobei ja Länder und Regionen nicht gleich sein müssen.

Wir haben drei Stränge, mit denen Europa in diese Zukunft der Regionen hineingeht. Erstens einen politischen Strang. Diese Rede von Gorbatschow mit dem europäischen Haus, in dem viele Leute wohnen können, bedeutet eigentlich ein Europa der Regionen. Dieses Europa der Regionen ist noch ganz nationalpolitisch umgesetzt. Man hat das jetzt in der Krise der ehemaligen Ostblockstaaten gemerkt, wo die westlichen Länder, aufgrund ihrer eigenen Minderheiten, große Probleme haben. Spanien hat Baskenland, England hat die IRA, Frankreich hat Elsaß. Es gibt hier also in einer großen Reihe von Ländern diese sehr peinlichen Probleme. Aber eigentlich ist der politische Wille da, ein Europa zu entwickeln, das mehr oder weniger national skeptisch wird. Wo die Nationen Europas weniger wichtig werden zugunsten einer Großbürokratie, sprich einer sehr überregionalen gemeinsamen Verwaltung, die im wesentlichen die Großentscheidungen trifft und auf der anderen Seite einer Alternative im Sinn einer Kleinform, die versuchen soll, den Menschen die Eigenheiten, das Eigendasein, den Begriff Heimat zu ersetzen.

Wenn man das ganz ernst nimmt und ganz konkret anschaut, gibt es derzeit fünf Regionalisierungstheorien. Die Region ist einmal der Ort des Widerstands. In der Region ist im wesentlichen der Protest gegen die Übergröße, der Protest gegen die anonyme Verwaltung, der Protest gegen Handelsmakrostrukturen, der Protest gegen eine Sprachvereinheitlichung. Es ist auffallend, daß meine Großmutter mit mir noch in einem Dialekt gesprochen hat, den ich überhaupt nicht mehr spreche und daß eigentlich heute dieser Dialekt völlig von der Landkarte verschwunden ist. Das heißt, auch aufgrund der Massenmedien eine Sprachvereinheitlichung, ein Verschwinden der eigenen Sprache. Wir haben einen Protest gegen eine Kultursteuerung, die uns das Gefühl gibt, als würden Kulturprozesse von oben vermittelt werden. Am deutlichsten merkt man es in der Unterhaltungsmusik, wo es quasi eine weltweite Kommunikation von Musik gibt, wo die Charts in Amerika, in England, viel entscheidender sind als die österreichischen Popkünstler. Wenn Sie X-Large sehen oder andere Sendungen, werden sie merken, daß uns dort dieser weltweite Druck an Sangeskultur — und das ist zweifellos eine Sangeskultur — überkommt. Wir haben dieselbe Situation in der Eßkultur. Wir haben einen Vormarsch des Fastfood, d.h. des Schnellessens. Selbst so sichere Staaten wie Frankreich — und Frankreich hat eine sehr

arke gastronomische Kultur — können sich gegen diese Fastfood-Situation nicht wehren. Die Region entwickelt sich langsam als ein Hort des Widerstands. In der Region werden die Leute als erstes wach und sagen: Moment! Wieso muß das sein, daß jetzt auch hier dieses Fastfood herkommt, wieso muß sein, daß wir ununterbrochen denselben Lärm in den Konzerten hören, wieso muß sein, daß wir von irgendwelchen Strukturen her unsere Befehle bekommen. Ich erwähne nur die GATT-Verhandlungen. Der Prototyp eines Landes, das sich darin am besten gewehrt hat, wäre die Schweiz.

Die Schweiz hat sich in einer Art von sturer Eigenständigkeit — und typischerweise existiert diese Eigenständigkeit auf einer absoluten Basisdemokratie, wo es ausschließlich um die Mehrheit der abgegebenen Stimmen geht — bislang relativ gut dagegen wehren können. Natürlich es nicht aufhalten können. Natürlich hat die Schweiz auch eine Fastfood-Situation, natürlich hat die Schweiz riesige Probleme mit der EG, aber sie hat sich dagegen gewehrt.

Der zweite Punkt ist die Region als Grenzposten zum Umraum. Das heißt, die Region wird verstanden als ein Gebäude und als ein Behältnis, das sich gegen seinen Umraum abgrenzen muß. Nicht gegen die Makrostrukturen, die überall da sind, sondern einfach gegen die Grenzländer, gegen die Nachbarländer, die Nachbarregionen. Und zwar um die Eigenheit zu bewahren. Das ist immer dort deutlich, wo Großstädte in der Nähe sind. Wenn man sich z. B. die Struktur in Niederösterreich ansieht, dann merkt man ganz genau eine bestimmte Verhältnismäßigkeit von Widerstand in der Nähe zu Wien. Dasselbe in Oberösterreich in der Nähe von Linz. Dasselbe im Land Salzburg in der Nähe von Salzburg. Großstädte machen Angst, machen Regionen Angst, weil sie eine hohe Sogwirkung erreichen und eine hohe Druckwirkung haben. Es gibt ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl der Regionen und die Region bekommt dieses Minderwertigkeitsgefühl, mehr oder weniger selbst eingebildet, aber immerhin doch, in der Großstadtnähe serviert. Man hat das nach dem Krieg sehr lange am Aspekt der Kleidung verfolgen können, wo die ländliche Kleidung, die eine sehr zweckmäßige war, die auch sehr sinnvoll war, langsam einer verstädtischten Kleidung, die völlig sinnlos war, zum Teil einfach nur imitiert hat, gewichen ist. Wir haben das in der Kulturwissenschaft einmal die »Quelle-Kultur« genannt — Kaufhaus Quelle. Denn dort hat man eigentlich diesen Großstadtdruck am stärksten ausüben können. Das ist jetzt wieder rückgängig. Das hat aber mit anderen Faktoren zu tun. Ein Prototyp für dieses Modell wäre die Gründung von St.Pölten als eigene Landeshauptstadt, wo einfach den niederösterreichischen Politikern klar wurde, daß sie sich gegen diesen zentralen Wasserkopf Wien nur dadurch wehren können, indem sie — obwohl alles andere viel billiger und viel praktischer gewesen wäre — eine eigene Landeshauptstadt kreieren, vor allem ihre eigene Dominanz auf sich nehmen. Und zwar auch mit einer neuen Verantwortung, natürlich auch mit einer Chance, etwas ganz Neues zu machen, und dieses Neue zu machen, ist ja auch ein spannender Aspekt.

Der dritte Punkt ist Region als Verhältnis der Heimat. Heimat ist ein sehr schwieriger Begriff, weil er ein belasteter Begriff ist. Ich kann mich gut an eine Diskussion als Schüler erinnern, wo es darum ging, was Heimat eigentlich bedeutet. Da ging es schon um Probleme, die eigentlich auch sehr stark mißbraucht worden sind in der Vergangenheit. Es ging um das Problem der Nähe zum Boden, der Nähe zur Scholle, der Nähe zur Erde, es geht um die Genealogie, es geht um die Abstammung. Immerhin sind 80 Millionen auf diesen Abstammungsschmäh ja hineingefallen im Nationalsozialismus. Es geht um die Verschmelzung in einer spezifischen Sozialisation der Sprache. Heimat hat sich sehr oft auch in sprachlichen Eigenheiten ausgedrückt. Ich habe kürzlich eine Dissertation zum Thema »Die Lesebücher des Jahres 1908 in Österreich« vergeben. Da merkt man eigentlich ganz deutlich diesen Unterschied zu heute. Das dort eigentlich auch die Gefühle der Menschen auf ganz andere Dinge hingelenkt wurden. Während unsere Lesebücher heute von einer sehr zivilisatorischen Auffassung ausgehen. Emanzipierung, Gleichberechtigung und Gewerkschaften, alle sind gleich etc., geht es damals oft sehr stark um diese Verbundenheit zur Scholle. Um diese Verbundenheit zur Verwandtschaft, zum Stamm und zu all dem. Es geht damals um diese verwandtschaftlichen Beziehungen, um das Aufwachsmilieu, um diese Jugendsozialisation. Es geht um die Sozialisationsstrukturen der Orte. Wenn Sie sich an einklassige Volksschulen erinnern, dann waren dort ganz andere Situationen des Lernens, des Begreifens, auch der Darstellungsmethoden gegeben als dies heute in unseren Schulen ist. Es geht darin auch um dieses Modell Religion und Brauchtum, wobei Religion und Brauchtum dabei einen merkwürdigen Wandel erfahren haben. Für mich sind zwei zentrale Vertreter dieses Heimatgedankens der Dichter Adalbert Stifter mit dem Land Oberösterreich und der österreichische Dichter Thomas Bernhard in einem sehr negativen Verfahren mit seiner Sozialisation in Salzburg. Das sind eigentlich zwei Persönlichkeiten, die sehr stark all diese Fragen, die ich hier aufgestellt habe, thematisiert haben, und die auch auf diese Fragen sehr bewegende, sehr überzeugende und zum Teil erschreckende Antworten gegeben haben.

Der vierte Punkt ist die Region als Hüter der Tradition. Das ist natürlich ein konservatives Modell. Die Region verstanden — und hier ist eine Gefahr, von der man nicht genug warnen kann — als ununterbrochene Bewahrung von etwas, was man für bewahrenswert hält. Das hat natürlich auch mit der Nähe zur Heimat zu tun, das hat mit der Nähe zur Scholle zu tun, es hat auch mit dem Glauben zu tun, und hier merkt man eigentlich ganz schnell, wenn man das intensiver untersucht, daß es dabei ja nie um absolute Begriffe geht, sondern immer um Vorstellungen. Um Vorstellungen, an die man sich selber zurückerinnern kann, die man gehört hat, oder von denen man möchte, daß sie so seien. Man merkt es auch im Brauchtum sehr stark. Viele Brauchtumskategorien wurden erst im 19. Jahrhundert erfunden, aber in den Lesebüchern lesen wir, sie sind seit Dreizehnhundert oder seit Fünfzehnhundert üblich. Wir wissen aber genau, daß es zum Teil literarische Modelle sind. In diesen Modellen haben wir natürlich schon das Risiko einer sehr starken Kitschabhängigkeit. Ich würde glauben, daß ideale Modell, an dem wir das untersuchen könnten, wäre das Land Tirol. Die Tourismusvorstellungen des Landes Tirol, sowohl was die Musik betrifft, was die Tanzdarbietungen betrifft und auch was die Schützen betrifft, sind einfach eine relativ sinnentleerte und deswegen auch relativ hohle, leere Hülse von Brauchtum. Deswegen wehren sich jetzt auch junge, engagierte Tiroler entschieden gegen diesen Ausverkauf von Dingen, die eigentlich mit Realitäten nichts mehr zu tun haben.

Der fünfte Bereich ist eigentlich die Region als Bejahung zivilisationsnormer Alternativen. Das heißt, die Region ist von vielen Leuten als Ausflucht aus einer anderen Welt entdeckt worden, als Modell einer anderen Lebensweise. Etwas, was von den Grünen, von den Alternativen unglaublich propagiert wurde, was nebenbei bemerkt keine Erfindung unserer Zeit ist, sondern was wir auch schon vor zweihundert Jahren gehabt haben, was wir vor hundert Jahren gehabt haben. Immer wieder Wellen, wo man sagt, man muß in die Natur hinaus. Erstmals ungefähr seit 1750. 1870 wieder eine Welle, um die Jahrhundertwende wieder eine Welle »Monte Verita« und jetzt wieder eine Welle. Man muß in die Natur hinaus, zurück zu den Quellen, zurück zu den Ursprüngen. Man muß wieder ursprünglich arbeiten. Das heißt, der Versuch, ein-

[illegible] unse[illegible] [illegible]lisierten Welt zu entkommen. Das [illegible] das Modell Friedrichshof. Das war [illegible] versucht wurde, dieses Urmodell [illegible]enschaftsform und Alleigenheit — [illegible]h auch auf Personen bezogen — über[illegible]

W[illegible] [illegible]ategorien, die wir quasi vor uns haben, ein Modell [illegible] [illegible]onalen Zukunft herausentwickeln müßten, dann [illegible] sie für meine Begriffe so aussehen. Dieses regionale Modell ist von der Größe her nicht beschreibbar, es reicht eigentlich vom kleinen Dorfzentrum bis hin zum Bezirk, möglicherweise bis hin zum Land, ja in der Geschichtsforschung redet man sogar von Ländern. Ich möchte also diese Größenordnung nicht bestimmen, aber ich würde immer von einer definierten methodischen Einheit ausgehen. Und diese definierte methodische Einheit muß nach immer den gleichen Normen agieren, wobei die gleichen Normen unabhängig von der Größe dieser Einheit sind. Das heißt, es muß in der Region zweifellos viel gedacht werden. Das Wesentliche einer Region ist sicherlich, in der Gegenwart neue Konzeptionen für die Identität dieser Region zu finden. Nicht Region als Gegebenheit hinzunehmen, die da ist und die eigentlich nur zu verwenden ist, sondern zu überlegen

a) was eigentlich Region ist oder was man als Region verstehen möchte

b) einfach zu überlegen: wie definiere ich diese Region neu.

Und definieren nicht im Sinn von wissenschaftlichen Termini, sondern im Sinn von Arbeit, von Lebensumsetzungsarbeit. Ich würde gerne einige Punkte anbringen, die mir eigentlich wichtig sind, weil ich glaube, daß der eine oder andere nicht nur verwirklichbar ist, sondern daß der eine oder andere wahrscheinlich auch unumgänglich sein wird. Es muß ganz sicher das Modell des Verhältnisses der Kleinheit zum Großverbund geklärt werden. Es ist ganz sicher so, daß dieses Modell der Kleinstruktur zum Großverbund, egal ob auf Verwaltungsebene, auf Bürokratieebene, ob auf Kulturebene, auf Lehrebene, neu diskutiert werden muß. Es kann nicht sein, daß hier quasi die Region nahezu zur Akzeptanz von Großnormen einfach verpflichtet wird. Das kann schon sein im Bereich von KFZ-Normen etc., aber das kann in vitalen Lebensbereichen nicht sein. Sie sehen ein kleines Beispiel dieses Denkens beim jetzigen Unterrichtsminister. Weil er versucht hat, viel mehr Verantwortung als bisher der einzelnen Schule abzugeben, also diese Schule quasi als Eigenregion zu begreifen und zu sagen, die Schule hat ihre eigene Verantwortung. Die spezifische Schule soll entscheiden, ob sie Fünf- oder Sechstage-Woche hat. Sie soll entscheiden, wann und wo sie Ferien macht. Sie soll entscheiden, wo sie Schwerpunkte macht. Das heißt, es liegt irgendwo in einem Dezentralisierungsfeld. Und dieses Dezentralisierungsfeld muß auch von unten angegangen werden. Natürlich hängt das auch mit der Automatisierung von ehemaligen Gemeinsamkeiten zusammen. Und zwar Gemeinsamkeiten, die nicht nur politischer Natur sind, sondern auch gesellschaftlicher Natur sind. Wahrscheinlich wird es eine Regionalisierung in der Kirche geben müssen. Die Kirche hat ja mit dem 2. Vatikanum eigentlich diese Regionalisierungsbewegung eingeleitet. Das 2. Vatikanum war die Preisgabe der Internationalität der Kirche an die Nationalität. Aber sie ist damals auf diesem Staatensystem stehengeblieben. Wahrscheinlich muß man jetzt einen Sprung weitergehen. Gerade in Wien, wo es ja schwere Konflikte mit den Kirchenführern gibt, merkt man eigentlich sehr deutlich dieses Bewußtsein. Wo einfach bestimmte Kirchen in Außenbezirken sich überhaupt nicht darum kümmern, was ihr derzeitiger Bischof dazu sagt, ob wer Ministrantinnen hat oder nicht, sondern einfach ihr Konzept durchziehen, einfach auch keinen Wert darauf legen, daß er sie besucht oder daß sie ihn besuchen, sondern einfach durchzuziehen, aus der Idee einer höheren Gemeinsamkeit. Dieses Modell kann aber nicht auf die Kirche beschränkt sein, sondern es wird auch auf die politischen Parteien übertragen werden müssen. Es wird nicht sein können, daß die Gruppierungen der Parteien — wenn man die Sozialdemokratische Partei nimmt, eine so zentralistisch orientierte Partei — in einem Verfahren, das immer wieder von oben kommt, dieses Modell unterlaufen. Es wird wahrscheinlich von unten aufgesprengt werden müssen. Ob das gleich in ein Persönlichkeitswahlrecht mündet, ob das gleich dazu führen wird, daß jede Gemeinde ihren Bürgermeister unabhängig von Parteien wählt und nur mit Stimmabgabe, ist eine ganz andere Frage. Aber jedenfalls wird diese Frage angegangen werden müssen.

Es wird diese Frage zweifellos auch in der Wirtschaftskompetenz angegangen werden müssen. Die Vorstellung, daß die Wirtschaft ein geschütztes Terrain ist, ist im Bereich des regionalen Wettbewerbes eine vergebliche. Die Wirtschaft ist kein geschütztes Terrain. Keine Art von Wirtschaft, auch die Landwirtschaft nicht. Es wird bittere Tränen geben in Europa, was die Zukunft der Landwirtschaft betreffen wird. Man wird sich regional überlegen müssen, wo Schwerpunkte zu setzen sind. Wo man bestimmte Spezifika aufgrund der Gegebenheiten, der Möglichkeiten, aller anderen Umstände einsetzen wird müssen, im Unterschied zu anderen Regionen. Die Gleichbehandlung der Landwirtschaft, oder wie ich es heute gelesen habe, die Vorstellung, das Gehalt der Bauern in den Verfassungsrang zu erheben, die sind einfach eine politische Utopie. Wenn sie auch kurzfristig einmal ist, dann ist sie europäisch gesehen einfach Unfug. Es ist ganz sicher so, diese alten Modelle, von denen ich vorhin geredet habe, dieses Modell, der Widerstand, werden auch in Zukunft bestehen. Wahrscheinlich wird die Region der Ort bleiben, wo viel gelernt werden kann für politisches Verhalten. Ich meine, daß beispielsweise eine Spaltung von politischen Parteien und eine Aufsplitterung von politischen Parteien in durchaus konkurrenzierende Systeme — wie es auch in Amstetten jetzt einmal passiert ist — wahrscheinlich die Zukunft in der Region sein wird. Das ist auch ein Modell, das bei den Grünen ganz deutlich sein wird. Das wird auch bei den Sozialisten ganz deutlich sein. Wir haben in den europäischen Ländern, die durchregionalisiert sind, zum Teil bis zu 35 politische Parteien — alles Kleingruppierungen. Diese Kleingruppierungen als sehr bewußte Vertreter auch von kleinen Gruppen, die ihre Bewegung in diesen kleinen Gruppen einbringen. In Holland im Parlament sitzt sogar ein Faschist. Kein Mensch in Europa kann sich vorstellen, daß im holländischen Parlament — Holland, das so antifaschistisch ist, das so gelitten hat in der Nazizeit — heute ein Faschist sitzt. Aber er sitzt dort, weil er eine kleine Gruppe repräsentiert. Dieses Modell ist in der Zukunft ganz sicher auch in allen anderen europäischen Ländern zu erwarten. Man merkt es in der Bundesrepublik, wo die Landesparteien sich heute schon sehr stark voneinander unterscheiden. Die CSU in Nordrhein-Westfalen hat überhaupt nichts zu tun mit der CSU in Sachsen-Anhalt. Das sind im wesentlichen zwei verschiedene Gruppen. Wie auch die Etikettierungen lauten werden, so werden sie im wesentlichen auf regionale Gruppierungen hinauslaufen.

Es ist ganz sicher, daß auch in diesem Modell die Durchsetzungen neu gelernt werden müssen. Das Modell der Alternativen, das Modell der Bürgerinitiativen sind ein regionales Modell. Im wesentlichen ist die Bürgerinitiative der Sauerteig der regionalen Durchsetzungskraft und auch die Überlebensstrategie. Wir haben heute Bürgerinitiativen zu jedem Gegenstand, immer Für und Wider. Das heißt, es gibt keine Art von Wertigkeiten, aber das wesentliche

er Protest des Lernens. Des Lernens in Argumentationen, in pielsfolgerungen, im Aufzeigen, auch in Geschäftsordnungsks, in allen möglichen Kategorien der Möglichkeit, sich durchtzen.

zweite Bereich ist ganz sicher auch der Bereich der Abgreng. Abgrenzung ist in Österreich ein gefährliches Wort, weil wir erne ausgrenzen. Ich meine aber trotzdem, daß es auch etwas r Wichtiges ist. Wie müssen einfach auch lernen, Konflikte zu matisieren. Und zwar Konflikte zu thematisieren in anderer rm, als uns dies in der Basispolitik und oft auch von vielen Intellektuellen vorgemacht wird. Wir müssen lernen, daß eine andere Meinung zu haben einfach nicht heißt ein schlechterer Mensch zu sein, sondern einfach eine andere Meinung zu haben, daß wir hier eine Art von Diskussionskultur entwickeln müssen. Wir müssen auch lernen, das Anderssein als Wert zu verstehen. Die Regionalisierung ist eigentlich der Garant dafür, weil er durch diese Enge der Nähe, durch diese Art von ohnehin aufeinander angewiesen sein, auch immer darauf zielt, auch dieses Anderssein zu verstehen. Ich habe immer die These vertreten, daß dann, wenn in Österreich dieses Anderssein als Wert akzeptiert wurde, für Österreich die geistigen Blütezeiten da waren. Wir haben zwei ganz spezifische Bereiche. Der eine ist das Modell der Aufklärung, also die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts mit dem großen Kennwort Wiener Klassik, also Beethoven, Mozart, Haydn, Schubert, Grillparzer und Nestroy auf der einen Seite und das zweite Modell um die Jahrhundertwende. Beide Modelle waren Modelle, wo das Anderssein als Wert absolut gültig war. Josef II. hat prinzipiell nur Ausländer berufen. Dasselbe in der Jahrhundertwende. Die Jahrhundertwende ist deswegen so gut verlaufen, weil alle Kraft, die Wien gebraucht hat — und Wien war ja der geistige Träger dieser Jahrhundertwende — aus den Kronländern gekommen ist. Wir haben eine Studie darüber gemacht, daß kein berühmter Literat der Zeit, kein berühmter Maler der Zeit, kein berühmter Musiker der Zeit aus Wien stammte, sondern sie stammten allesamt aus anderen Staaten, sie stammten allesamt aus Grenzländern. Und dieses Bewußtsein für Grenze zu thematisieren und auch klar zu machen, was darin an Potential verborgen ist, das ist ein ganz wichtiger Punkt dieses Absatzes. Der Heimatbegriff. Ich glaube auch, daß dieser Heimatbegriff einer neuen Definition bedarf. Und dazu, glaube ich, kann man einige Lernmodelle bringen. Das erste ist ganz sicher, die eigene Geschichte zu durchforschen. Ich habe mit großer Freude gesehen, daß im Bezirk Amstetten, dank einer Initiative des Herrn Bezirkshauptmannes, eigentlich jeder Ort gut Bescheid über seine eigene Geschichte weiß. Eigentlich ziemlich genau weiß, was groß war an diesem Ort. Ich glaube, daß man mit dieser Durchforstung der eigenen Geschichte auch noch zu neuen Ergebnissen für heute kommen kann. Auch zu umsetzbaren Ergebnissen.

Ich glaube, daß es einfach darum geht, daß man sich ganz klar machen muß, daß die geschichtliche Aufarbeitung nicht in der Bewahrung von Geschichte besteht, sondern in dem Finden eines Ansatzes zu einem anderen Denken aus der Geschichte. Ich glaube auch, daß man da halt mit Dingen Schluß machen muß. Ich bin schon der Meinung, daß man diese Nazisprüche, die immer noch von hohen Politikern durch die Gegend geschleudert werden, einfach nicht akzeptieren kann. Wenn der derzeit prominenteste österreichische Politologe Anton Pelinka im »Standard« schreibt, daß es eine Schande für Österreich ist, daß der Welser Bürgermeister noch immer nicht zurücktritt, nach seinen Äußerungen bezüglich einer SS-Tafel, und wenn der Landeshauptmann von Oberösterreich jetzt zum dritten Mal wieder in irgendein tiefes Fettnäpfchen getreten hat, dann muß man das auch einmal akzeptieren. Man kann einfach nicht die ganze Zeit mit seiner eigenen Geschichte den Schindluder des doppelten Dabeigewesenseins treiben. Da muß man einfach den Mut haben, mit solchen Dingen einfach Schluß zu machen. Man muß auch Grenzen ziehen können, man muß auch mit Bräuchen, sofern man das Gefühl hat, daß sie sinnlos werden, aufhören können. Ich habe sehr den Bischof von Innsbruck bewundert, der mit dem Anderl von Rinn einfach Schluß gemacht hat, per decretum, Ende. Und es gab keine Diskussion mehr darüber. Und ich glaube, man muß sich auch klar machen, daß man zur eigenen Geschichte nur dann stehen kann, wenn man sie auch akzeptieren kann. Daß man Fehler einfach auch akzeptieren muß als Fehler.

Natürlich glaube ich, daß man neue Bräuche suchen muß. Es kann nicht sein, daß ich immer nur die alten Methoden und alten Bräuche, die ich gerade in meiner Schulzeit gelernt habe, übernehme, sondern ich muß entweder in der Geschichte noch weiter zurückschauen, oder ich muß auch neue Bräuche entwickeln. Eine Gesellschaft kann nur in Ritualen existieren und diese Rituale müssen immer wieder neu entwickelt werden, vor allem dann, wenn große Rituale verloren gegangen sind. Das große Ritual der katholischen Kirche ist durch das 2. Vatikanum verloren gegangen und hat ein riesiges Loch gelassen. Das merkt man theologisch gar nicht so sehr, aber in der Kirchenmusik zum Beispiel merkt man es sehr. Es gibt seitdem im wesentlichen keine Kirchenmusik mehr. Das heißt, ich muß dort Löcher füllen. Ich muß versuchen, dieses Brauchtum, dieses sinnvolle Ritual des Festefeierns, miteinander Feierns, dieses sinnvolle Ritual von Tagen begehen oder dieses sinnvolle Ritual von Ehrungen einfach neu leben. Es ist nichts so beschämend gewesen, als diese Staatsfeiern, die nach 1955 in Österreich eingesetzt haben und sich jährlich immer noch hinquälen, über den 1. Mai bis zum 26. Oktober. Es ist deswegen so schlimm, weil wir dafür keine neuen Rituale finden. Und ich muß sagen, ich habe große Angst vor diesem tausendjährigen Begehen. Ich habe große Angst, weil es hat nur Sinn, wenn wir dafür die Rituale finden. Und diese Rituale müssen auch neu entwickelt werden, das heißt, wir müssen im Prinzip jenen Leuten eine Gestaltungsmöglichkeit geben, die dafür begabt sind. Wir müssen jenen Leuten, die darstellerisch begabt sind, die kommunikativ begabt sind, die begabt sind mit Video und Fernsehen und allen möglichen Dingen, eine Chance einräumen, sich zu überlegen, wie gestaltet man heute ein Jugendfest, wie mache ich eine Jungbürgerfeier, was tue ich beim Silbernen Priesterjubiläum, wie begehe ich den hundertsten Geburtstag meiner Ehrenbürgerin. Dafür müssen wir neue Konzepte entwickeln. Es wird uns nichts übrig bleiben, denn wir enden sonst in einer Peinlichkeit, die auch die Glaubwürdigkeit von uns selbst zerstört.

Damit sind wir natürlich bei einem ganz wichtigen Punkt, der für mich sehr zentral ist, das ist das Gestaltungsmoment. Es hilft uns überhaupt nichts, wenn wir unsere Dörfer verschönern, indem wir das älteste Haus des Dorfes renovieren und sonst das Schrecklichste unserer Gegenwart danebenstellen. Wir müssen uns überlegen, wie wir die Gestaltung unserer Umgebung haben wollen. Wenn man heute als unschuldiger Pkw-Besitzer durch Niederösterreich fährt, dann sind die zentralen Orientierungspunkte nicht die Kirchen, sondern die Silos der Raiffeisen-Genossenschaften. Wir müssen uns auch überlegen, wenn wir bauen, wenn wir normal renovieren, was wir denn eigentlich tun. Wie wir denn eigentlich umgehen mit unserer Umgebung. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß diese völlig sinnlose Verhüttelung die Gestaltung eines Ortes ausmacht. Es kann nicht sein, daß die Fabriksbesitzer oder die Hühnerstallbesitzer jetzt die Landfluchten durch die Landschaft ziehen. Das kann in Wirklichkeit nicht sein. Man muß im Prinzip dafür wirklich neue Kategorien von Planung schaffen. Es gibt ja genug Fachleute, die das können. Man kann das

[illegible] überzeugt — und das Land Steiermark hat da[illegible] Arbeiten sehr gut dokumentiert — [illegible] oder Käsefabriken sinnvoll in die Land[illegible] sinnvoll einfügen, ganz modern, absolut [illegible] Technik, alles drum und dran. Und die[illegible] architektonische Bewußtsein müssen wir uns zurück[illegible]. Man kann nicht eine Identität schaffen durch eine Ansammlung von Zufälligkeiten.

Das gilt nicht nur für die Architektur, das gilt auch sehr stark für den Bereich der Musik. Auch hier habe ich eigentlich ein bißchen Sorgen — in Niederösterreich weniger — aber doch Sorgen. Wir haben für meine Begriffe eine sehr starke Trennung zwischen den Musikkategorien. Wir haben einerseits die übliche Blasmusik, mit einem relativ hohen Fehlbestand an zeitgenössischer Musik. Es gibt zuwenig Komponisten, oder sie werden zuwenig dafür benützt, die Blasmusik unserer Zeit in die Blasmusik einzubringen. Wir haben einen relativ geringen Bestand jetziger Kirchenmusik. Die Kirchenmusik ist nahezu auf einen Standard gesunken, der irgendwo ins Museale abgeglitten ist. Und wir haben große Probleme in der Chormusik. Warum? Weil wir einfach nicht zur Kenntnis nehmen wollen, daß Heimatausdruck, Geselligkeit oder Freundlichkeit miteinander, daß man das auch in zeitgenössischer Sprache tun kann. Jeder von uns kleidet sich ab anno 1992, aber Musikanten wollen wir meistens wie um 1840 oder 1860. Und dieses Problem, glaube ich, ist wahnsinnig wichtig im Bewußtsein. Warum? Weil es damit natürlich auch vor allem sehr gegliederte Unterschichten im Denken bei jungen Leuten schafft. Es ist kein Wunder, daß so und so viel Prozent unserer Kinder ausschließlich spezifische Arten einer sehr internationalisierten Musik hören, daß sie weder zur Volksmusik noch zur Kunstmusik ihres Landes eine Beziehung entwickelt haben. Also dieses Modell hier auch wertschöpferisch arbeiten zu lassen. Es gibt genug Leute, es gibt immer wieder genug Leute. Das, glaube ich, muß einfach stärker umgesetzt werden. Dies gilt selbstverständlich auch für die Festgestaltung. Dies gilt selbstverständlich auch für die Kulturfeste, die jetzt langsam nach und nach aus dem Boden schießen, und dies gilt vor allem auch für das große Kapitel des Tourismus. Ich glaube, daß der Tourismus in Zukunft in der Region nur dann einen Sinn hat, wenn er ganz klar ein Angebot der eigenen Identität an den Touristen ist und nicht seiner eigenen Identität. Wenn quasi der Tourist der Beschenkte ist, der aus der Region etwas Neues erfährt, und dort nicht die Wiederholung seiner zu Hause vorgenommenen Bräuche hat. Das es am Anfang schwerer ist, daß die Leute lieber Pommes frites essen statt Erdäpfelschmarren, das kann alles möglich sein, aber das ist eine Bewußtseinsfrage: Einen Tourismus anzubieten, der im wesentlichen ganz klar seine eigenen Werte ohne Verminderung und ohne Anbiederei als Qualität darstellt. Der auch seine Art von Verkehrsstrategie als Qualität darstellt. Selbstverständlich ist es jederzeit möglich, daß man auf Straßen in bestimmten Regionen bestimmte Geschwindigkeiten einführt, wenn man denkt, daß dies für bestimmte Bereiche notwendig ist. Wir müssen hier wirklich radikal neu denken lernen. Nicht dieses internationale Anpassungsdenken lernen, das letztlich den Touristen ohnehin ganz woanders hinziehen läßt, weil er nicht daran interessiert ist, das wiederzufinden, was er auch bei sich zu Hause bekommen kann. Das heißt, regionale Identität ist im wesentlichen ein Willensakt. Man muß Ja sagen zu dieser Identität und muß mit dieser Identität anfangen. Und zwar nicht anfangen in Feierstunden, sondern wirklich anfangen in Arbeitsbereichen. In Arbeitsbereichen, die vom kleinsten Raum, von der Gestaltung des Marktplatzes und der Gestaltung des Hauses und der Gestaltung des Hühnerstalls bis zur Gestaltung des Festes, bis zur Durchsetzungskraft gegenüber politischer Obrigkeit reicht. Das Problem ist, wenn wir das nicht tun, dann wird es etwas ganz schnell geben in diesem Europa, das aus einer sehr großen Zahl von Regionen bestehen wird — man rechnet heute mit ungefähr 350 bis 400 regionalen Kombinationen, wobei die große Unbekannte nach wie vor der ehemalige sozialistische Osten ist — in diesem Europa wird es einen regionalen Wettlauf geben. Das heißt, dieser Wettlauf hat begonnen. Es wird dort die Eigenständigkeit der Regionen auch zum Kriterium der Attraktivität, zum Kriterium des Tourismus, zum Kriterium der Durchsetzung werden. Wenn man sich dessen nicht bewußt ist, wird man die Eigenbestimmung verlieren, als Anhängsel von anderen, stärkeren Gruppierungen mitlaufen. Man wird im Lauf der Geschichte zu einem hin und her geschleuderten Ball werden. Ich habe den Eindruck, daß die Politiker von Maastricht das nicht im Sinn hatten. Ich habe den Eindruck, daß sie — wahrscheinlich nicht ganz freiwillig — sich doch darüber klar werden, daß Europa mit dieser Vielfalt von Begabung und Potenz, geschichtlichem Raum und historischer Erfahrung, daß dieses Europa nur denkbar sein wird, wenn die Eigenart der kleinen Einheit gewahrt ist und seine Bestätigung. Und ich denke, wenn das die Politiker schon glauben, dann sollten eigentlich wir in den Regionen durch die Betroffenheit der Nähe — das ist ein sehr schönes Wort von Immanuel Kant, weil es eigentlich alles sagt, was man meint — eigentlich auch daran glauben. Und dann müßten wir so schnell es geht, hier und jetzt und sofort an die Arbeit zu dieser bewußten Gestaltung gehen. Ich habe den Eindruck, daß noch genug Potential dafür auch bei uns vorhanden ist. Und es wäre ziemlich schade, wenn man dieses Potential leichtfertig verschleudern würde.

ANMERKUNG:
Bei diesem Text handelt es sich um die Wiedergabe eines am 4. 2. 1992 in der Stiftstaverne Ardagger gehaltenen Vortrages zum Thema »Erarbeitung eines neuen Leitbildes für die Region Amstetten — Mein Bezirk im Jahr 2001«.



Carl Johann Adam Zeller

Ein gebürtiger Mostviertler als Sängerknabe und Komponist

(Alois Schmutzer)

Carl Johann Adam Zeller, geboren am 19. Juni 1842 in St. Peter in der Au, Niederösterreich, gestorben am 17. August 1898 in Baden bei Wien, war der Sohn des Wund- und Geburtsarztes Johann Zeller (1807 - 1843). Die Vorfahren väterlicherseits wirkten seit dem ersten Drittel des 18. Jhdts als Lehrer und Chorregenten im südböhmischen Brünnl.

Seine musikalische Begabung wird auf die Vorfahren mütterlicherseits zurückgeführt, denn auch der aus der zweiten Ehe seiner Mutter stammende, am 2. Jänner 1848 in Strengberg geborene Ernst Friedinger war von gleicher Musikalität, hatte ein absolutes Gehör und war, wie sein Stiefbruder, Hofsängerknabe.

Sein Metier wurde aber die ärztliche Kunst: Als weit über Land bekannter Arzt führte er mehr als 800 Augenoperationen durch, auch an Patienten aus Übersee.

Der Großvater mütterlicherseits, Wund- und Geburtsarzt, kam aus Waidhaus in der Oberpfalz nach St. Peter. Das Elternhaus der Großmutter mütterlicherseits stand dagegen in der nahen Gemeinde Biberbach (Gansberg).

Im Herbst 1849 wurde Carl Zeller von seiner Mutter, die nach der Wiederverehelichung in Strengberg lebte, zu dem St. Peterer Schulmeister Josef Brandstetter, einem anerkannt guten Kirchenmusiker, in Kost und Quartier gegeben und verbrachte bei diesem die ganze Volksschulzeit. Dies wurde dem Buben zum Segen. Von seinem 7. Lebensjahr an war er mit seinem Lehrer ständig an der Orgel der Marktkirche, steigerte an unzähligen Sopranparts sein gesangliches Können und erlernte im Laufe der Zeit auch die Handhabung der meisten Orchesterinstrumente, sodaß er im Alter von 11 Jahren, als er als Sängerknabe in die kaiserliche Hofkapelle nach Wien kam, sämtliche transponierende Instrumente beherrschte.

St. Peter in der Au ist somit nicht nur der Geburtsort Carl Zellers, sondern auch der Ort, in dem das Talent zur Entfaltung gebracht wurde, zudem aber auch der Ort, dem vom Sohne des Komponisten dessen Nachlaß (u.a. auch die Originalpartituren der Operetten »Der Vogelhändler« und »Der Obersteiger«) zur musealen Aufbereitung und zur Pflege des Gedächtnisses überlassen wurde.

Strengberg ist hingegen der Ort, wo Zellers Mutter lebte und wo er durch viele Jahre während der Schul- und Studentenzeit die Ferien und später mit seiner Familie und dem Liberettisten Dr. Moritz Nistelberger (Moritz West) auch Urlaube verbrachte.

In Wien war der kleine Zeller wegen seiner Cherubimstimme ein von den Erzherzoginnen bewunderter Sängerknabe. Er lebte mit einem Elisabeth-Stipendium im Löwenburgschen Konvikt und besuchte das Josephstätter Gymnasium bis zur 6. Klasse. Dort vermerkte man frühzeitig seine hohe Fertigkeit im Orgelspiel. Im Stiftsgymnasium Melk maturierte Zeller mit Auszeichnung und wurde schließlich ein Doktor der Rechte. In späteren Jahren war er Ministerialrat und Leiter des Kunstreferates im Ministerium für Unterricht und Kunst. Er war ein so vorzüglicher Pianist, daß er auch schwierigste Musikstücke (z.B. Bachsche Fugen) auswendig meisterte.

Carl Zellers Ruhm ist vor allem auf den künstlerischen Qualitäten und auf der Popularität seines »Vogelhändlers« begründet. Am Anfang des letzten Jahrzehnts vor der Jahrhundertwende uraufgeführt, erwies sich dieses Werk nach den Schöpfungen von Franz von Suppe, Johann Strauß und Carl Millöcker als letzter Höhepunkt der klassischen (»goldenen«) Ära der Wiener Operette.

Der bis auf die heutige Zeit anhaltende Dauererfolg des reizvollen Stückes, das nach der Uraufführung am 10.1.1891 184mal en suite über die Bühne ging und bis 1900 auf deutschen Bühnen 2857mal gegeben wurde, beruht auf dem beachtlichen Reichtum an lebenvollen Einfällen und auf der Güte der Komposition, in der sich das Können des Künstlers in den vokalen und instrumentalen Sätzen ebenso offenbart wie in den großen Ensembles und in den reichgegliederten Finales.

Insgesamt stammen von Zeller fünf musikalische Bühnenwerke: »Der Vogelhändler«, »Der Obersteiger«, »Joconde«, »Der Vagabund« und »Der Kellermeister« (Nachlaßwerk). Bekannte Melodien sind »Grüaß Enk Gott, alle miteinander«, »I bin die Christl von der Post«, »Schenkt man sich Rosen in Tirol«, »Sei nicht bös, es kann halt nicht sein«, »Wo sie war die Müllerin« und der »Grubenlichterwalzer«.

QUELLEN:

Cornelius Preiss, Carl Zeller — der Schöpfer volkstümlicher Wiener Operetten, Linz 1928

Carl Wolfgang Zeller, Mein Vater Carl Zeller, Zu seinem 100. Geburtstag, St.Pöltner Zeitungs-Verlagsgesellschaft, 1942.

Arthur Maria Scheiber, Der Tondichter Carl Zeller, Neue Heimat; Heft 11, Wien 1939

NÖ Ärztechronik, Berthold Weinrich unter Mitarbeit von Erwin Plöckinger, Verlag Oswald Möbius

Die Marktgemeinde St.Peter/Au ehrte ihren berühmten Bürger mit der Errichtung des Carl-Zeller-Museums, Geburtshaus Carl Zeller, Marktplatz 13.

Ausgestellt werden darin unter anderem die Originalpartituren seiner berühmtesten Operetten. Die Eröffnung fand am Samstag, 13.6.1992 statt.

Besuchszeiten: An Sonntagen von 10-12 Uhr, ansonsten täglich gegen Vereinbarung.

Anmeldung: Gasthaus Wimmer: 0 74 77 / 42 327. An Donnerstagen: 0 74 77 / 42 111.

Heimkehr nach Hohenlehen

35 Jahre Familiensingwochen des NÖ Bildungs- u. Heimatwerkes in Hohenlehen

(Dr. Anton Hofer)



Im Sommer 1957 versuchte das NÖBHW zum ersten Male — und mit einer kleinen Schar von etwa 30 begeisterten Sängern und Musikanten — die Idee Hans Hoffers, einer Singwoche für Eltern und Kinder, zu verwirklichen. Die Hohenlehen-Wochen fanden ein begeistertes Echo und erfreuten sich einer immer größeren Beliebtheit. Die Teilnehmerzahl stieg von Jahr zu Jahr, und 1962 mußte bereits ein zweiter Kurs angeboten werden. Dann kamen neue Ideen musischer Wochenaktivitäten dazu: die Chorleiterwoche in Scheibbs, die sich bald zur Internationalen Chorakademie mauserte, als solche das NÖBHW verlassen konnte und eine selbständige — auch international anerkannte — Institution wurde; weiters die Woche »Instrumental — vokal«, die ebenfalls als Musikwerkstatt Zwettl bald aus der Obhut des NÖBHW herauswuchs und sich verselbständigte. Mit der Jugendsingwoche und der Erweiterung der Familiensingwochen auf drei Termine (1991) ergab sich das heutige Angebot der musischen Ferien-Bildungs- und Erholungsangebote des NÖBHW: vier Wochen mit verschiedenen Schwerpunkten bilden eine Auswahl, die vielen Vorstellungen eines Kreativurlaubes entgegenkommt. (Daneben existieren aber noch spezielle Ausbildungsangebote für verschiedene musische Techniken wie Hinterglasmalen, Kerbschnitzen u.ä.)

Was ist das Geheimnis dieses Erfolges? Sicherlich sind in erster Linie die Leiter dieser Wochen mit ihren Teams für deren guten Ruf verantwortlich (Hans Hoffer, Bernhard Kraschl, Jakob Wildhaber, Josef Bissinger, Edgar Wolf, Anton Hofer, Johannes Dietl, Katharina Hofer). Ebenso sicher wirbt das Angebot in seiner Breite und Qualität: Elternaktivitäten, Kinderaktivitäten, Aktivitäten für Eltern mit Kindern und besondere Angebote für »kritische« Jugendliche in den Bereichen Singen (aller Stilrichtungen), Musizieren (aller Könnenstufen), Tanzen (traditioneller und zeitgenössischer Tänze in standardisierten und freien Formen), musisches Werken, tiefe Gemeinschaftserlebnisse (Wasserfest, Lagerfeuer) und ein einprägsames Naturerlebnis (in einem riesigen, fast autofreien Areal des hinteren Ybbstales), das alles ergibt wohl eine Wirkung, die in allen, die jemals an einer solchen Woche teilnahmen, langandauernd spürbar bleibt. Eine heute auch anderweitig hochgeschätzte Form familienfreundlichen Kreativurlaubes bewährt sich hier seit Jahrzehnten!

Es kann wohl behauptet werden, daß auf diese Weise die Familiensingwochen des NÖ Bildungs- und Heimatwerkes eine besonders wirkungsvolle und weit ausstrahlende Form der Kulturarbeit darstellen, die auch eine tiefgehende Wirkung auf das gesellschaftspolitische Gefüge, auf das Selbstbewußtsein und die Heimatverbundenheit in Niederösterreich hatten und haben.

1991 erzwangen Umbauten in der Fachschule Hohenlehen ein Ausweichen in andere Bildungshäuser. Der intensive Wunsch der Bereits-Hohenlehener zielte aber wieder auf den altgewohnten,



(bten und geliebten Ort (trotz großer Zimmer und Gemein- s (swaschräumen!) und so kehren heuer wieder zwei Singwo- c ins Ybbstal zurück. (Eine muß heuer wegen Konzertreise des L rs nach Kanada ausfallen und eine — mit dem Schwerpunkt T. — bleibt als räumliche Alternative im Waldviertel.)

D Familiensingwochen setzen also die Arbeit dort fort, wo sie ih n Ausgang genommen haben: in einer wunderschönen Umgebung, in einer freundlichen Parklandschaft mit einem bezaubernden Schlößchen, in einer gastfreundlichen Fachschule mit einer vielgerühmten Küche — zu den vielen lauschigen Ecken und Plätzen, von denen es wieder singen und klingen wird, zu musischen Gemeinschaftserlebnissen, beeindruckend und erfüllend.

Mögen die heimgekehrten Familiensingwochen des NÖBHW auch weiterhin in der Lage sein, ihr musisches Bildungs- und Erholgunsangebot für möglichst viele Familien fruchtbar zu machen, zu deren Wohl, aber in ihrer Ausstrahlung wohl auch zum Wohle und zur Chance aller musisch aufgeschlossenen Niederösterreicher!



Der Birnbaum und die Biene

(Dipl.-Ing. Dr. Hermann Pechhacker)

Der Birnbaum und die Biene – das ist eine Geschichte mit wichtigen Gemeinsamkeiten.

Der Birnbaum — er war schon geschmäht und wurde daher zum Teil gerodet. Er ist die Quelle für den Most unseres Mostviertels. Heute ist er wieder ein geehrter Obstbaum unseres niederösterreichischen Alpenvorlandes. Sein Meer von Blüten prägt besonders im Frühling die Landschaft. Er ist vielen kleinen, unscheinbaren Gästen eine wichtige Nahrungsquelle — und das hat besondere Bedeutung.

Die Bienen sind die kleinen, unscheinbaren Gäste im »Gasthaus zum Birnbaum«. Die Biene ist ein Tier mit Stachel, um sich seines Lebens zu erwehren (von dieser Seite kennt sie der Laie). Die Bienen stellen eine Tiergruppe mit sehr großer Vielfalt dar. Bei uns in Österreich gibt es über 600 Bienenarten. Allgemein bekannt sind meist nur die Honigbiene (sie ist die Erzeugerin des geschätzten Honigs) und die Hummeln.

Die Biene ist ein Tier, das durch ihr Leben anderem Leben hilft und nicht schadet. Beim Sammeln ihrer Nahrung gibt sie über die Bestäubung der Blüten der Pflanze sehr viel zurück. Die Biene durchbricht die Regel: Fressen und gefressen werden.

Die Beziehung Birnbaum : Biene

Zwischen der Blüte (eines Birnbaumes) und der Biene entstand in den Jahrmillionen der gemeinsamen Entwicklung eine sehr enge Beziehung. Die Blüte braucht den Besuch der Biene, um durch die Bestäubung Frucht anzusetzen.

Die Blüte (z. B. des Birnbaumes) bedient sich gewisser Lockmittel, um die Bienen anzulocken: Sie hat eine leuchtende Blüte, die die Biene durch Farbe und Form anlockt, gleichsam einem Wirtshausschild »Gasthaus zum Birnbaum«.



Abb. 1: Birnbaumblüte im Mostviertel

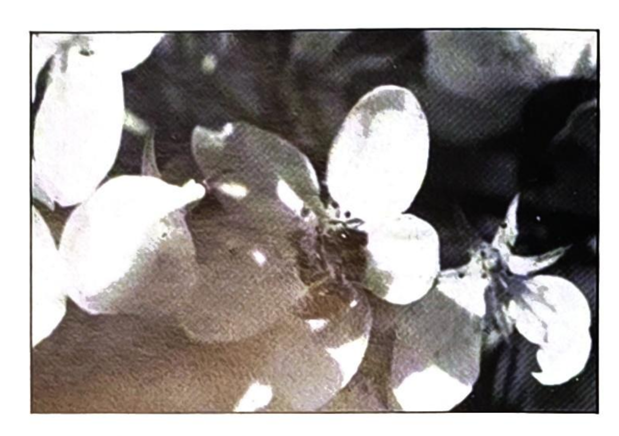


Abb. 2: Biene auf Obstblüte

Die Blüte verströmt einen Duft, der die Bienen lockt — wie Bratenduft aus einer Wirtshausküche.

Die Blüte gibt der Biene Nahrung. Der Birnbaum gibt der Biene Nektar, Pollen und gelegentlich auch Honigtau. Honigtau (»Manna«) wird beim Birnbaum vom Birnblattfloh als Zuckerüberschuß abgesondert.

Nektar und Honigtau sind als Zuckerquellen wichtige Energie-

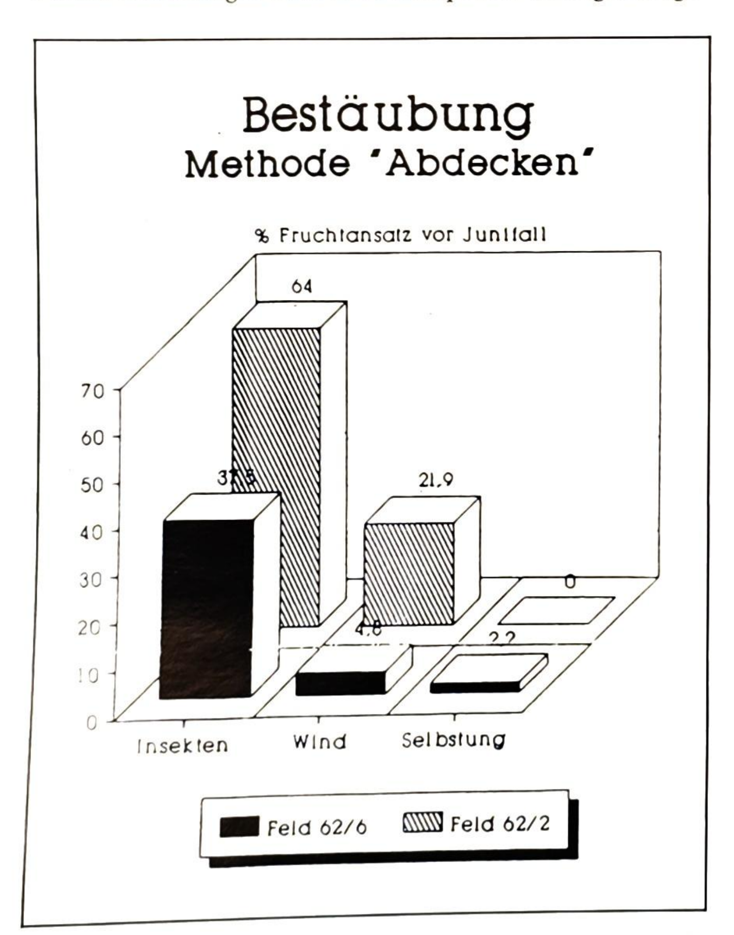


Abb. 3: Die Bestäubung von Obst auf zwei Standorten in Südtirol. Auf Feld 62/2 wurde neben der Ertragssorte eine spezielle Bestäubersorte angepflanzt. Diese Ergebnisse zeigen die große Bedeutung der Insekten (= Bienen) als Bestäuber! (aus PÖRNBACHER 1990)

n[illegible] für die Bienen. Sie sind auch die Rohstoffe für den H[illegible]

Po[illegible] (er ist die männliche Keimzelle in der Blüte z.B. des Birnbau[illegible]) dient den Bienen als Eiweiß- und Fettnahrung für die Br[illegible]

Be[illegible]lt wird das Essen mit Bestäubungsarbeit: Die Blüte z. B. auch des [illegible]rnbaumes ist so gebaut, daß die Biene beim Besuch dieses »Gasthauses« nicht umhinkommt, ihre Konsumation durch eine effektive Bestäubung der Blüte zu »bezahlen«. Bei der Bestäubung wird Pollen von einer Blüte eines Birnbaumes auf eine andere Blüte eines anderen Birnbaumes übertragen. Dieser Pollen wird auf der Narbe (weibliches Organ in der Blüte) abgestreift. Sehr häufig ist es auch notwendig, daß in die Blüten eines bestimmten Birnbaumes Pollen von Blüten eines anderen Birnbaumes übertragen werden muß. Dies trifft zu, wenn sich die Blüten innerhalb eines Birnbaumes nicht selbst befruchten können. Vor allem die Honigbiene ist durch ihre ausgeprägte Blütenstetigkeit hier von besonderer Bedeutung. Blütenstetigkeit heißt, daß eine einzelne Biene in ihrem Sammlerleben eine bestimmte Blütenart (z.B. des Birnbaumes) ausschließlich befliegt und keine Blüten anderer Pflanzen anfliegt.

Die Wichtigkeit dieser Bestäubung für den Obstbauern geht aus dem Beispiel in der Abbildung 3 hervor. Die Bestäubung hat einen ganz großen Wert für den Menschen (Obstbauern).

Eine zweite ebenfalls sehr wichtige Sache ist der Honigertrag. Von einem Hektar Obstgarten (z.B. Sauerkirschen) können im Durchschnitt 20 - 30 kg Honig geerntet werden. Dieser Honigertrag pro Flächeneinheit stellt keine alternative Produktion, sondern ausschließlich eine zusätzliche Produktion unserer landwirtschaftlichen Nutzflächen dar. Auch hier zeigt sich, daß die Biene Honig produziert aus Nektar und Honigtau, ohne daß dieser Nektar oder Honigtau anderem Leben nachher fehlt.

Die Beziehung Birnbaum : Biene ist eine wunderbare Beziehung. Wir sollen sie — und damit den Birnbaum und die Bienen — fördern, wo es nur geht. Dies ist zum Nutzen aller Bienen (also auch der Wildbienen, wie Hummeln, Mauerbienen, Löcherbienen usw.) und auch zu unserem Nutzen: Was wäre das Mostviertel ohne Most und Honig.



Ybbstalbahn – Ein Stück erhaltenswerte Lebensqualität

(Manfred Grill)

Vor 122 Jahren, um 1870 also, waren erstmals Bestrebungen im Gange, durch das Tal der Ybbs von Waidhofen flußaufwärts bis zur Wasserscheide und dann weiter durch das Tal des Bodingbaches bis Kienberg-Gaming eine Bahnlinie zu bauen. (Abb. 1, Trassenführung der Ybbstalbahn).

Mit der Eröffnung der »Kronprinz-Rudolfsbahn« im November 1872 und der Fertigstellung der »Staatsbahnlinie« Pöchlarn - Kienberg, am 22. Oktober 1877, wurde der Bau einer Verbindungsbahn zwischen Waidhofen - Kienberg zur fixen Idee in den Köpfen einiger Bürger Waidhofens.

Im Jahr 1882 wurde auf Betreibung des Landtags- und Reichstagsabgeordneten Gottfried Jax, einem Sohn der Eisenstadt Waidhofen an der Ybbs, das erste Ybbstalbahnkomitee gegründet. An das »Abgeordnetenhaus des Reichsrates« wurde eine »Petition« gerichtet, in welcher in eindringlicher Weise die wirtschaftliche Misere des einst so reichen und blühenden Ybbstales geschildert wurde. Im April 1883 wurde dem k.k. Handelsministerium in Wien ein Vorprojekt überreicht, das eine normalspurige Lokalbahn vorsah. Für diese ca. 70 Kilometer lange Strecke wurden Gesamtkosten, einschließlich der Kosten für die Fahrbetriebsmittel, von 3.241.000 Gulden ausgewiesen. Die zulässige Fahrgeschwindigkeit der Züge sollte 20 km/h für Personen- und 15 km/h für gemischte Züge betragen.

Der Trassenverlauf entsprach etwa dem der heutigen Schmalspurbahn. Das Bauprojekt sollte innerhalb von 3 Jahren verwirklicht werden. Nach jahrelangem Briefwechsel zwischen Ybbstalbahnkomitee und k.k. Handelsministerium wurde 1892 ein neues Vorprojekt eingereicht. Auf Wunsch des Ministeriums mußte gleichzeitig eine Vergleichsstudie vorgelegt werden, die anstelle der Normalspur (1435 mm) eine Schmalspur von 760 mm Spurweite vorsah. Die damit verbundene Kostenersparnis wurde mit 800.000 Gulden angenommen.

Am 26. September 1892 wurden an Ort und Stelle die Verhandlungen und Überprüfungen über die Durchführbarkeit des Projektes aufgenommen. Teilnehmer waren alle am Bahnbau interessierten Stellen und Personen, ebenso die zuständigen Behördenvertreter und natürlich Gottfried Jax.

Im Verlauf der Verhandlungen stellte sich als Schwerpunkt sehr bald die Frage der Spurweite. Die Vertreter der Wiener Zentralbehörde stellten den Vorteil einer Schmalspurbahn in den Vordergrund, die überwiegende Mehrheit der Verhandlungsteilnehmer war jedoch für den Bau einer Normalspur. Ihre Argumente waren auch einleuchtend, eine Eisenbahn, die an ihren Enden an Normalspurbahnen anschließt, sollte ebenfalls als Normalspur ausgeführt werden.

Zugunsten der Normalspur machten sich vor allem die Vertreter der Sparkasse Waidhofen und auch Baron Rothschild stark. Sie erklärten, ihre bereits gegebene Zusage der finanziellen Unterstützung zu widerrufen, sollte für den Bau einer Schmalspur entschieden werden. Schließlich einigte man sich einstimmig für den Bau einer Normalspurbahn, wobei als Erleichterung die Bauzeit von 3 auf 5 Jahre verlängert werden sollte.

Der Bau wurde in drei Abschnitte eingeteilt:

1. Abschnitt: Waidhofen an der Ybbs - Großhollenstein
2. Abschnitt: Großhollenstein - Lunz am See
3. Abschnitt: Lunz am See - Kienberg/Gaming

Die Waidhofner Vertreter freuten sich über die Einigkeit, und der Bahnbau schien gesichert, doch es sollte anders kommen. Das k.k. Handelsministerium entschied sich im Einvernehmen mit dem k.k. Kriegsministerium für den Bau einer Schmalspurbahn. Die ablehnende Haltung des Ministeriums gegenüber einer normalspurigen Ybbstalbahn war keinem Justamentstandpunkt zuzuschreiben, der etwa mit den höheren Kosten hätte begründet werden können. Ursache vielmehr war eine grundsätzliche Überlegung, die im Zusammenhang mit der Planung eines großen überregionalen Schmalspurnetzes stand. Dieses Schmalspurnetz sollte, von Niederösterreich ausgehend, Teilgebiete von Oberösterreich und der Steiermark miteinander verbinden.

Das Gesetz betreffend die »Herstellung der Ybbstalbahn« wurde am 26. Dezember 1893 verabschiedet.

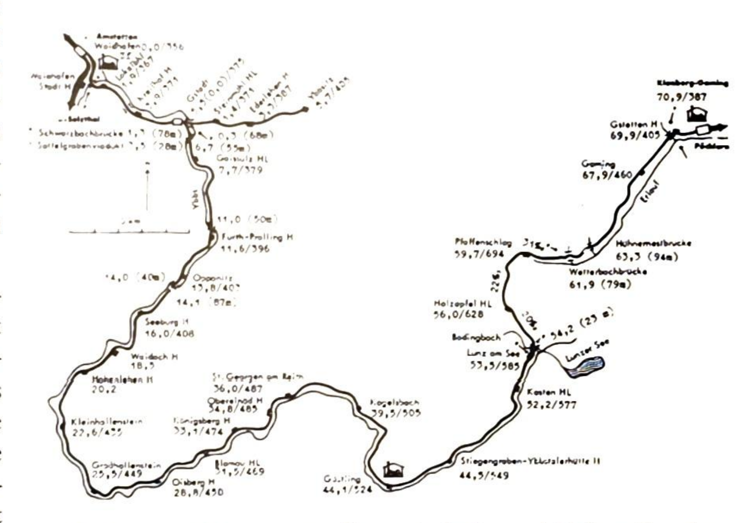


Abb. 1: Trassenführung mit allen Bahnhöfen und Haltestellen der Ybbstalbahn von Waidhofen - Kienberg!

Streckenbeschreibung:

Spurweite: 760 mm
Streckenlänge: 70,9 Kilometer — Heute: 54 Kilometer
Streckenhöchstgeschwindigkeit: 40 km/h — Heute: 60 km/h

Wichtige Bauten: Schwarzbachbrücke, Sattelgrabenviadukt, 3 Ybbsbrücken, Opponitzertunnel mit einer Länge von 87 Metern, Wetterbachbrücke und Hühnernestbrücke, beides Trestleworkbrücken und in Texasbauweise als Stahlkonstruktion errichtet.

Seit der Einstellung der Bergstrecke Lunz - Kienberg vom 29. Mai 1988 beträgt die Streckenlänge der Ybbstalbahn nur mehr 53,6 Kilometer.

Neue Haltestellen: Schillerpark, Vogelsang, Mirenau, Saimannslehen. Zwischen Gstadt - Ybbsitz: Schütt und Gurhof.

Aufgelassene Haltestellen: Furth-Prolling, Waidach und Oisberg, Hohenlehen wurde verlegt.

Die Bergstrecke von Lunz nach Kienberg wurde am 29. Mai 1988 geschlossen.

Am 20. Oktober 1894 erhielten die Mitglieder des Ybbstalbahnkomitees die Konzession für den Bau und Betrieb der Ybbstalbahn. Gleichzeitig wurde dem Komitee die Bewilligung zur Gründung einer Aktiengesellschaft erteilt, der alle Rechte und Pflichten der Konzessionäre übertragen wurden.

Am ... ktober 1895 fand schließlich die Gründungsversammlung ... Ybbstalbahn-Aktiengesellschaft statt, sodaß nunmehr die ... eschaffung für den Bau der Bahn beginnen konnte. Die Fina... ung des Bahnbaues erfolgte über den Kapitalmarkt, wob... nächst Stammaktien, Prioritätsaktien und Prioritätsanleihe ... fgelegt wurden.

Das ... d NÖ (Erzherzogtum Österreich unter der Enns) zeichnete ...0 Stammaktien, zu je 100 Gulden, Baron Rothschild erwarb Stammaktien im Werte von 250.000 Gulden. Das gesamte Anlagekapital betrug 1.612.000 Gulden.

Einige Konzessionsbedingungen wurden auferlegt: Bauzeit der Bahn maximal 5 Jahre Baudurchführung in drei Abschnitten; Fahrbetriebsmittel, Schienen und sonstige Anschaffungen müssen im Inland getätigt werden. Konzessionsdauer — 90 Jahre; Betriebsführung durch die k.k. Staatsbahnen auf Rechnung der Konzessionäre. Am 1. Juni 1895, etwa sieben Monate nach der Konzessionserteilung an das Ybbstalbahnkomitee, wurde mit dem Bau der Ybbstalbahn begonnen. Der feierliche Spatenstich fand beim »kleinen Kreuz« in Waidhofen statt und galt dem ersten Bauabschnitt Waidhofen - Großhollenstein.

Die Baufirmen waren: Für den ersten Abschnitt: Leitner und Fröhlich, für den 2. und 3. Abschnitt: Brunetti, List und Radl. Nach einer Bauzeit von nur 13,5 Monaten wurde der Eisenbahnverkehr mit einem Sonderzug feierlich aufgenommen.

Der zweite Bauabschnitt von Großhollenstein nach Lunz am See wurde am 15. Mai 1898 (Abb. 2 Eröffnungsplakat der Strecke Großhollenstein - Lunz/See), der dritte Bauabschnitt von Lunz/See nach Kienberg am 12. November 1898 der Öffentlichkeit übergeben.

Die Bauzeit der Gesamtstrecke von Waidhofen an der Ybbs nach Kienberg betrug demnach drei Jahre und fünfeinhalb Monate, eine Unterschreitung um 18,5 Monate gegenüber der festgelegten Bauzeit von 5 Jahren. Wer die Trassenführung der Ybbstalbahn kennt, kann ermessen, welche Leistung damals von allen am Bau Beteiligten erbracht wurde. Während der Bauabschnitt nach Großhollenstein in Angriff genommen wurde, entstand die Idee, von Gstadt nach Ybbsitz eine Stichbahn zu errichten. Am 20. Mai 1898 wurde die Konzession für den Bau und Betrieb erteilt. Nach einer Bauzeit von nur sieben Monaten wurde diese Stichbahn ohne große offizielle Eröffnungsfeier am 9. März 1899 dem Verkehr übergeben. Die Baukosten für diese knapp sechs Kilometer lange Strecke betrugen 265.000 Gulden.

Bei der Inbetriebnahme des Verkehrs auf der Ybbstalbahn standen 3 Dampfloks der Reihe Yv zur Verfügung. (Abb. 3 Yv1). Die Yv, obwohl von dem berühmtesten aller österreichischen Lokomotivkonstrukteure, Karl Gölsdorf, entworfen, litt an einem schweren konstruktiven Mangel. Das mit Außenrahmen ausgeführte Drehgestell zeigte außerordentlich schlechte Bogenlaufeigenschaften, und bei Rückwärtsfahrt, wenn das Drehgestell voraus lief, kam es mehrfach zu Entgleisungen. Neue Drehgestelle mußten eingebaut werden, und die Yv versah daraufhin jahrzehntelangen Dienst zur vollsten Zufriedenheit. Während des Ersten Weltkrieges erfuhr der Verkehr auf der Ybbstalbahn drastische Einschränkungen, da die Bahn fast ausschließlich dem Transport kriegswichtigen Materials diente. Die Einlösung (Verstaatlichung) der Bahnlinie erfolgte auf Grund des Erlasses des BM für Handel und Verkehr vom 12. Oktober 1929 zum 1. Jänner 1930. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg mußte der Verkehr Einschränkungen erfahren, diesmal aber aufgrund von akutem Kohlenmangel.

Durch die bereits erwähnten Mängel der Yv wurden von dieser Type keine Loks mehr gebaut. Es kamen drei Dampfloks der Reihe U von der Murtalbahn nach Waidhofen, die aber nicht mehr die PS-Leistung der Yv hatten. 1928 kam mit der Uh 1 zum letzten Male eine neugebaute Dampflok zur Ybbstalbahn. Mit dieser in 9 Exemplaren gebauten Type ging der Bau von schmalspurigen Dampfloks in Österreich zu Ende. Es begann sozusagen eine neue Ära auf der Ybbstalbahn.


K.k. österreichische Staatsbahnen.

Eröffnung

der 2. Theilstrecke der Ybbsthalbahn

Gr.-Hollenstein-Lunz.

15. Mai 1898

Die k. k. Staatsbahn-Direction.

Abb. 2: Plakat anläßlich der Eröffnung der 2. Teilstrecke der Ybbstalbahn von Großhollenstein - Lunz/See.

Die k.k. Staatsbahnen bezeichneten ihre Schmalspurloks mit Großbuchstaben, die auf die Strecke, für welche eine Type zuerst gebaut wurde, Bezug nahmen. Y für Ybbstalbahn, der nachgesetzte Kleinbuchstabe v bedeutet Verbundlok. Nach dem Krieg bekamen die Yv von den ÖBB die Nummern 598.01 - 03.

Frühzeitig kamen auf der Ybbstalbahn auch Dieselloks in Betrieb und zwar 1930 die heutige 2090.01, eine zweiachsige dieselelektrisch angetriebene Lok mit ca. 150 PS Leistung. Ebenfalls 1930 kam die vierachsige Drehgestellokomotive 2093.01, die im Personenzugverkehr zwischen Waidhofen und Lunz eingesetzt wurde und 1961 an die Strecke Obergrafendorf - Gresten vergeben wurde. Die 2090.01 versah vornehmlich den Personenzugdienst zwischen Waidhofen und Ybbsitz, heute wird sie nur mehr im Verschubdienst verwendet (Abb. 4 und 5). Bedingt durch die Kohlenknappheit gleich nach dem Krieg, mußten Alternativen gesucht werden, und so kam 1947 die erste Diesellok der Reihe 2091 nach Waidhofen. Die in den Jahren 1936-40 gebauten dieselelektrischen Loks hatten 210 PS Leistung, und bis zum Ende der 50er Jahre wurden noch weitere dieser Typen nach Waidhofen überstellt (Abb. 6).

Für den Betrieb auf der Steilstrecke Kienberg/Gaming - Pfaffenschlag waren die vorhandenen Dieselloks zu schwach, sie konnten bestenfalls zwischen Lunz und Pfaffenschlag eingesetzt werden. Der Fahrplan war daher teilweise so angelegt, daß sich zwei Personenzüge in Pfaffenschlag kreuzten und die Loks getauscht wurden. Erst der Einsatz der 600 PS starken Dieselloks der Reihe 2095 im Jahr 1962 ermöglichte die vollständige Verdieselung der Ybbs-

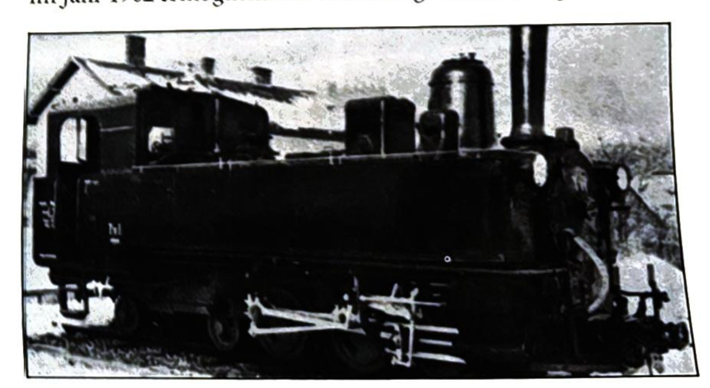


Abb. 3: Dampflok der Type Yv

talbahn, und die Ära der Dampfloks ging damit zu Ende. Die Kraftübertragung der Diesellok 2095 erfolgte dieselhydraulisch und über einen Stangenantrieb (Abb. 7).

Derzeit sind auf der Ybbstalbahn folgende Lokomotiven in Einsatz: 2090.01, 2091.07,08,09,10,11 und 12 sowie 2095.05,08,09 und 10. Die teilweise noch heute eingesetzten zweiachsigen Güterwagen bestehen seit Beginn der Ybbstalbahn. Erst 1940 kam es zum Einsatz von vierachsigen Waggons. Derzeit besteht der Wagenpark aus 151 Waggons, davon 18 vier- und 4 zweiachsige Reisezugwagen und einem zwei- und 2 vierachsigen Buffetwagen.

Zum besonderen Reiz der Ybbstalbahnstrecke, zu der auch 16 Bahnhofsanlagen und 3 Lokschuppen gehören, zählen aber nicht zuletzt die zahlreichen Kunstbauten, angefangen vom Krautbergviadukt über die Schwarzbachbrücke, das Sattelgrabenviadukt, den vier Ybbsbrücken, dem Opponitzertunnel bis zu den beiden Trestleworkbrücken auf der Bergstrecke Lunz - Kienberg, die in Texasbauweise als Eisenkonstruktion errichtet wurden (Abb. 8).

Dem Trend der Zeit nach Rückbesinnung entsprechend, kam es 1973 zur Gründung des Klubs 598 »Freunde der Ybbstalbahn«, der sich zum Ziel setzte, für Eisenbahnliebhaber und Tourismusfachleute durch Führung von Dampfzügen die Nostalgie nicht vergessen zu lassen. Am 13. Oktober wurde mit der völlig neu restaurierten Lok 598.02 ein Sonderzug von Waidhofen nach Kienberg geführt, und seitdem sind diese Dampfbummelfahrten jedes Jahr eine Bereicherung für alle Bewohner, Besucher und Liebhaber des Ybbstales.

Ein schwerer Schlag traf die Ybbstalbahn und alle Befürworter dieser romantischen Bahnlinie mit der Schließung der Bergstrecke Lunz - Kienberg am 29.5.1988. Die dadurch von den ÖBB erwartete Steigerung des Kostendeckungsgrades auf dem verbleibenden Streckenteil von Waidhofen nach Lunz dürfte laut Berechnung nicht die erhofften Prozente gebracht haben.

Die Erteilung eines Leistungsauftrages bis 31.12.1991 war der nächste Schuß vor den Bug, der jedoch die sofortige Gründung eines Ybbstalbahnkomitees unter den Bediensteten der Ybbstalbahn bewirkte. Flugblattaktionen in den Gemeinden entlang der Strecke wurden durchgeführt, womit man die Bevölkerung ersuchte, ihre Ybbstalbahn doch öfter zu benützen. Schulen, Vereine, Betriebe und Reisebüros wurden angeschrieben und ersucht, ihre Ausflüge mit der Ybbstalbahn zu unternehmen. Trotz einer starken Zunahme im Personenverkehr (von 1988 bis 1991 über 200.000 Reisende) war die Gefahr einer Schließung mit 31.12.1991 noch nicht abgewendet. Eine politische Unterstützung wurde unbedingt notwendig. Herrn Abg.z.NR Günter Kiermaier konnten in einem Gespräch unsere Sorgen vorgetragen werden, und dieser erklärte sich sofort bereit, uns zu unterstützen.

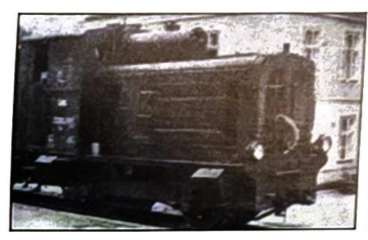


Abb. 4: 2090.01



Abb. 5: 2093.01

Abb. 6: 2091.11

Abb. 7: 2095.10

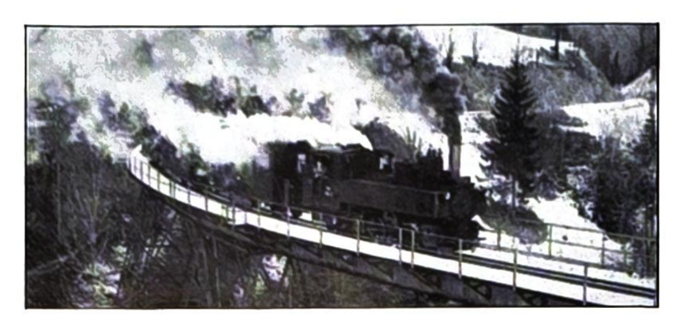


Abb. 8: Trestleworkbrücke

Am 15.2.1991 kam es auf Betreiben von NR Günter Kiermaier zur Gründung des Vereines »Pro Ybbstalbahn«, dem alle Spitzenmandatare des Bezirkes Amstetten, die Bezirkshauptleute der Verwaltungsbezirke Amstetten und Scheibbs sowie der Bürgermeister von Waidhofen/Ybbs als Präsidium angehören.

Der Verein hat momentan 500 Mitglieder aus dem In- und Ausland und macht sich zur Aufgabe, die Ybbstalbahn weiträumiger zu bewerben, bei der Gestaltung der verbesserten, kundenorientierten Fahrpläne mit den Verantwortlichen der ÖBB mitzuverhandeln, und drängt ganz vehement auf eine längst fällige Modernisierung der Ybbstalbahn. Durch die Verschiebung des Leistungsauftrages bis 31.12.1994 haben wir wieder etwas Zeit gewonnen, für unsere Bahnlinie die geforderte Steigerung und die Verbesserung des Kostendeckungsgrades zu bewirken.

Am 8.7.1992 hat NR Günter Kiermaier eine kleine Delegation der ÖBB zu sich in das Parlament eingeladen, wo unter anderem der Ankauf von modernen Triebwagen für die Ybbstalbahn besprochen wurde. Die Bestellung von drei Triebwagen für Waidhofen konnte uns bestätigt werden. Die Auslieferung dauert ca. 18 Monate, also kann mit Anfang 1994 damit gerechnet werden. Somit wird auf der Ybbstalbahn wiederum eine neue Ära beginnen.

Noch ein großer Erfolg konnte bei diesem Gespräch durch den Verein »Pro Ybbstalbahn« verzeichnet werden, die Einführung einer Mehrfahrtenkarte zum »Stadttarif Waidhofen«. Diese Karte beinhaltet 6 Fahrten zu einem Preis von 30.— Schilling für den Benützer, 30.— Schilling bezahlt die Stadtgemeinde Waidhofen aus den Einnahmen der Parkgebühren dazu.

Seit 1. Jänner 1992 konnte mit dieser Mehrfahrtenkarte bereits der Citybus von Waidhofen benützt werden, seit 1.8.1992 auch die Ybbstal- und von Böhlerwerk bis Haltestelle Stadt Waidhofen die Rudolfsbahn befahren werden. Um nur S 5.— für eine Fahrt eine Stunde lang in einer Fahrtrichtung, mit eventuellem Umsteigen von Bahn auf Bus innerhalb des Stadtgebietes von Waidhofen, ist der erste Schritt eines Verkehrsverbundes zwischen Bahn, Post und Gemeinde getan. Hier gebührt allen an den Verhandlungen beteiligten Personen ein herzliches Dankeschön, besonders der Stadtgemeinde Waidhofen, die hier als Vorreiter für andere Gemeinden fungiert.

Dieser Auszug der nun bald hundertjährigen Geschichte der Ybbstalbahn soll dem Leser die Notwendigkeit und Wichtigkeit dieser romantischen Bahnlinie vermitteln und vielleicht dazu animieren, sie einmal zu benützen.

Wir werden nur dann die gewünschten Erfolge erzielen, wenn es gelingt, das Bewußtsein um die Verantwortung jedes einzelnen für die Erhaltung dieses Stückes Ybbstaler Identität und Lebensfreude zu wecken.

Auf Ihre Mithilfe und Unterstützung, geschätzter Leser, freuen sich die Ybbstaler-Eisenbahner.

Nähere Auskünfte erteilen gerne die Mitarbeiter des Bahnhofes Waidhofen/Ybbs, 3340 Waidhofen, Südtirolerplatz 1, Tel: 07442/55680-0.

·er »Eppelwoi«, das beliebte Volksgetränk in Frankfurt am Main

(Johann Hintermayr)

ANMERKUNG: Der Verfasser des Artikels hat auf Einladung der Stadtverwaltung Frankfurt am Main beim 1. Frankfurter Stöffche Fest vom 15. bis 16. August 1992 teilgenommen. Er schildert im folgenden seine persönlichen Eindrücke. Der Artikel läßt erkennen, welche Chancen eine qualitätsvolle Mostverwertung für Produzenten erwarten läßt bzw. welche regionale Wertschöpfungschance durch die Mostobstkelterei besteht.

Dem geschätzten Leser der Heimatkundlichen Beilage wird der Titel dieses Artikels vorerst ein Kopfschütteln verursachen. Manche Fragen werden sich dabei ergeben, ist doch der Name dieses aus Äpfeln gekelterten Getränkes manchen von uns so fremd, als die Heimat des bodenspezifischen Produktes von uns entfernt liegt.

Begegnet man aber Menschen, die in der Region des Äpfelweines beheimatet sind, dann werden gleich gewisse Assoziationen wach, ja es treten getränkebezogene Verwandtschaften zutage, die einen gegenseitigen Gedankenaustausch fördern.

So ist es mir ergangen, als ich vor über zwei Jahren eine Delegation der Äpfelproduzenten aus Frankfurt am Main im Mostviertelmuseum in Haag begrüßen konnte. Diese damals in Haag geknüpften Kontakte waren Anlaß zu einer persönlichen Begegnung mit der Vereinigung der Äpfelweinwirte in Frankfurt am Main. Im Rahmen eines zweitägigen Äpfelwein-Festes konnte ich an Ort und Stelle die Bedeutung des Äpfelweines — »Eppelwoi«, »Ebbelwei«, im Volksmund auch »Stöffche« genannt — hautnah erfahren. Darüber darf ich nun allen Freunden des Birnen- und Apfelmostes kurz berichten.

Ich will mich dabei weniger mit der Geschichte des Frankfurter Volksgetränkes beschäftigen. Denn sowohl für uns Mostviertler als auch für die Frankfurter hat die Herstellung eines berauschenden Getränkes dieselben Väter.

Während bei uns der Name »Biremost« erst in der frühmittelalterlichen Dichtung zur Sprache kommt, kann sich der Äpfelwein auf Karl den Großen beziehen. Seit der karolingischen Zeit erkannten die Frankfurter die klimatischen Eigenschaften, die eine verstärkte Anpflanzung von Äpfelbäumen rechtfertigten.

Vorerst war der Apfeltrank, so wie bei uns, nur der Haustrunk der Selbstversorger. Aber ab Mitte des 16. Jahrhunderts gewann der Äpfelwein zunehmende Bedeutung im wirtschaftlichen Leben. Bereits im beginnenden 17. Jh. wurde er auch in der weiteren Umgebung, wo vorher der Wein Hauptgetränk war, zum beliebten Volksgetränk und trat damit in Konkurrenz zum Wein. Nunmehr ist der Äpfelwein seit über 250 Jahren für die Frankfurter und für die Nachbarregionen ein Begriff.

Heute ist der Äpfelwein ein begehrter Markenartikel, der seinen guten Ruf der seit 1919 bestehenden »Vereinigung der Äpfelweinkeltereien mit eigenem Ausschank« zu verdanken hat. Zu ihren maßgeblichen Aktivitäten und Initiativen zählen:

1.) Die derzeit in Frankfurt tätigen 72 Äpfelweinwirte sind stets bemüht, auf die Qualität ihres selbstgekelterten Getränkes besonders zu achten und die Tradition und das Brauchtum zu pflegen. Über die sorgfältige Umsicht zur Erhaltung des erworbenen Ansehens schreibt Herr Otto Rumeleit, Vorsitzender der Äpfelweinwirte, folgendes: »Der Äpfelwein wird meist nach alten, von der Familie überlieferten Rezepturen hergestellt. Darauf sind sie besonders stolz, und ihre Gäste achten wachsam, daß auch im Herbst die richtigen Kelteräpfel auf dem Hof liegen und daß natürlich ohne jeden Wasserzusatz verfahren wird.«

2.) Neben dem Äpfelweintrinker, dessen Urteil mehr wiegt als das der zuständigen Gewerbeaufsicht, stehen die örtlichen Fachleute (Küfermeister), aber auch die Wissenschaftler mit Rat und Tat den Keltereien zur Seite.

3.) Nicht alle Apfelsorten kommen für das Pressen in Frage. »Die Merkmale eines guten Kelterapfels sind seine baumreife und gesunde Beschaffenheit, eine harmonische Mischung von Zucker, Aroma und Säure bei festem Fruchtfleisch« (Otto Rumeleit). Die Äpfel kommen in der Regel aus der näheren und weiteren Umgebung von Frankfurt. Bei schlechten Ernten werden auch aus Österreich Äpfel gekauft. Im Frankfurter Raum allein werden jährlich rund 40.000 Tonnen Kelteräpfel verarbeitet, woraus an die 30 Millionen Liter Äpfelwein gewonnen wird.

4.) Die Reinlichkeit der Preßanlagen, von der sich jeder Gast persönlich überzeugen kann, gewährleistet einen optimalen Standard für Obstreinigung, für das Maischen und Pressen. — Grundsätzlich werden angefaulte und pilzbefallene Äpfel aussortiert!

5.) Die richtige Kelterzeit ist der Monat Oktober. »Das Zuckergewicht wird mit der Öchslewaage ausgespindelt. Damit Saft und Äpfelwein in den Verkehr gebracht werden können, muß der Zuckergehalt beim Saft mindestens 45 Grad Öchsle betragen, so ist es gesetzlich vorgeschrieben. Der fertige Äpfelwein muß mindestens 5 Vol.-% Alkohol besitzen, ein Frankfurter Äpfelwein extra mindestens 5.5 Vol.-%«.

6.) Zur Popularität dieses beliebten Volksgetränkes tragen einheimische Dichter, Komponisten und Bildermaler maßgeblich bei. Bei vielen Veranstaltungen wird der Äpfelwein immer wieder besungen. Dabei hört man viele Reime über seine Vorzüge in gesundheitlicher Hinsicht, wie es u.v.a. zum Beispiel die Volksschauspielerin Liesel Christ in ihrer »Muddersprach« zu formulieren versteht:

»Willste Dich gesund erhalte,
trink'nen Eppelwoi, en kalte,
tut der's in de Glieder reiße,
trink en Eppelwoi, en heiße.
Eppelwoi in alle Lage
schafft der stets en gute Mage«.

7.) Bei jedem Äpfelweinwirt steht auf dem Schanktisch der bauchig geformte »Bembel«. Es ist dies ein salzglasierter, bläulich gefärbter Steinkrug, daraus der aromareiche Apfelmost in die traditionsgebundenen, gerippten Gläser zu je 0,3 l Inhalt (= ein Schoppe) eingeschenkt wird. Aus Gläsern oder Krügerln mit 0,5 l Inhalt oder mehr wird das Frankfurter Nationalgetränk nicht getrunken.

Durch die Forschungserkenntnisse namhafter Mediziner, wonach der Äpfelwein viele gesundheitliche Eigenschaften in sich birgt, findet er, wie ich es persönlich feststellen konnte, auch in der Damenwelt erfreulichen Zuspruch. — Dieser Äpfelwein ist nun nicht mehr nur das Getränk für Männer!

Die einzelnen Äpfelweinwirte erzeugen jährlich zwischen 50.000 und 80.000 Liter. Darüber hinaus gibt es in Frankfurt auch eine Großkelterei, die den Äpfelwein in alle Welt verschickt.

Der Preis pro Schoppe (0,3 l) kostet beim Wirt 2 Mark. Daraus die Folgerung: gute Qualität hat ihren Preis und hat trotzdem auch ihren Absatz! Nur skizzenhaft habe ich hier Wahrnehmungen über den Frankfurter Apfeltrank zum Ausdruck gebracht. Alles in allem: Es ist staunenswert, welch hohen Stellenwert der »Eppelwoi« bei den Einheimischen genießt.



Kleine Kulturgeschichte des Mostes

» . . . die Keller sind voll Most!«

(Mag. Heimo Cerny)

Während im Mittelalter aufgrund mangelnder Kellertechnologie sich die bäuerliche Mostproduktion in recht bescheidenen Grenzen hielt, erlebte sie seit der frühen Neuzeit einen steten Aufschwung. Eine Tendenz, die sich im 17./18. Jahrhundert weiterhin verstärkte und im 19. Jahrhundert ihren absoluten Höhepunkt erreichte. Der ursprünglich nur als Haustrunk für den Bauern gefechste Most mauserte sich zum alltäglichen und beliebtesten Volksgetränk.

Im Verlauf des 16. Jahrhunderts trat der Obstmost allmählich in ernsthafte Konkurrenz zu Bier und Wein. Das erregte nicht nur den Unwillen der Wirte, sondern auch den Argwohn der Obrigkeit, die sich durch ein Überhandnehmen des privaten Ausschenkens von Obstwein um »Ungeld und Zapfenmaß-Gebühr« (Getränkesteuer) geprellt sah. Daher wurde 1570 durch landesfürstliche Verordnung das nicht gewerbsmäßige »Leutgeben« von Obstmost verboten: »Demnach solle hiemit alles Obstmostschenken/ auff dem Land/ deßgleichen in Städten und Märckten gäntzlich ab- und eingestellet/ und allein den Unterthanen zugelassen seyn/ wo je einer in seinem Hauß ein Obst-Most trincken wolt/ daß er dasselbe thun möge/ doch daß er keinen umbs Geld außgebe.«

Der erste namentlich bekannte Mostexperte war der Ritter Philipp Jakob von Grünthal (1546-1596), Inhaber der Herrschaft Zeillern bei Amstetten. Er hinterließ seinen Söhnen ein handschriftliches »Haushaltungsbüchel für junge Eheleute«, in welchem er auch auf die Mostbereitung zu sprechen kommt:

»Holtz-Öppfl und Piern gestossen, geprößt, und in Väßl gossen, jesen (=gären) lassen, ist ein guett Tranckh für die Bauern. Von den wilden Leibs-Piern auch von Holtz- und andern Piernen so spatt zeittig werden, also von wilden und spatten Öpffeln wirdt der böste Most, und je spatter der Most gepreßt wirdt, je schöner und beständiger wirdt derselbe. Der von frühen Obst taugt nit.« Seinen lehrreichen Ausführungen fügt Grünthaler noch den alten Spruch hinzu: »Probs, darnach lobs!«

Als bedeutendster Pionier der Mostviertler Obstkultur gilt der protestantische Landedelmann Wolf Helmhard von Hohberg (1612-1688), der als angesehener Schriftsteller, Agronom und Pomologe auf Schloß Rohrbach bei Haag ansässig war. Hier, im Herzen des Mostviertels, schrieb er sein berühmtes landwirtschaftliches Lexikon »Georgica Curiosa oder Adeliges Land- und Feldleben« (Nürnberg 1682), das als Bestseller mehrere Auflagen erlebte und ein unentbehrliches Hausbuch für jeden Grundherrn und Landwirt geworden ist. Darin ist der Mostwirtschaft ein eigenes Kapitel gewidmet, worin es unter anderem heißt: »Wo es viel Feld-Obst giebet/ wie im Viertel ob Wienerwald/ da befleißen sich die Bauern sehr auf das Feld-Obst/ Aepfel und Birnen/ und presset mancher über hundert Eimer/ davon er nicht allein mit den Seinigen eine Labung/ sondern auch/ wann ers verkauffet/ ein gut Stuck Geld zusammen bringen kan/ weil dergleichen Preß-Most an erst vermeldten Orten/ da wenig oder doch schlechter Wein wächset eine gute Anwährung hat. Der Birnen-Most wird für edler und beständiger gehalten/ als der von den Aepfeln kommt; darzu mag man auch wol das rechte wilde Holtz-Obst gebrauchen/ und sind viel der Meynung/ er daure desto länger/ und glauben/ daß der vom Garten-Obst gepresste Most nicht so langwärig sey . . . « Den Wohlstand der Mostviertler Bauern preist der Barockdichter Hohberg mit den Versen:

»Da gibts Mastschwein und Vieh, im Rauchen (=Selch) reichlich hangen Speckseiten, auf der Bühn' Obst, Trauben, Birnen prangen. Die Kasten sind voll Korn, die Keller sind voll Most.«

Der Physiokratismus des 18. Jahrhunderts brachte dem Mostobstbau nicht nur wissenschaftliche, sondern auch praktische Förderung, wenn man bedenkt, daß ab 1763 die Anpflanzung wilder Obstbäume entlang aller Landes- und Bezirksstraßen gesetzlich verordnet wurde und damit auch die Quantität der Mostmengen eine gehörige Steigerung erfuhr. Freilich war die Qualität der Möste stets von unterschiedlichem Niveau, sie ist abhängig von Witterungseinflüssen, von der Auswahl und Mischung der Obstsorten und nicht zuletzt von einer mehr oder minder sorgfältigen Kellertechnologie. So darf es nicht verwundern, wenn 1729 in einer Schilderung der Möste des Machlands (Donaugebiet) geklagt wird, daß diese »also beschaffen seyndt, daß sye die Mäuler zusamben ziechn, als ob man den grimmigen Tod pfaiffen wollte.« Derlei Erfahrungen mögen wohl dazu beigetragen haben, den Most in humorvoller Weise auch als »Landessäure« zu bezeichnen!

Ihren absoluten Höhepunkt erlebte die Mostkultur im 19. Jahrhundert, als in großen Bauernwirtschaften 600 bis 2000 Eimer Most gepreßt wurden (1 Eimer = 56 Liter). Der volle Mostkeller war die beste Sparbüchse des Landwirts, und viele Vierkanter des Alpenvorlandes erhielten damals durch Aufstockung ihre stolzen Dimensionen. Die Erinnerung an diese Mostviertler »Gründerzeit« ist in der bisweilen noch zu hörenden Redensart »Diese Häuser hat der Most gebaut« lebendig geblieben.

Welchen Stellenwert die Mostobstpflege zu dieser Zeit für die ganze Region hatte, erfahren wir in Anton Schwetters »Heimatskunde der k.k. Bezirkshauptmannschaft Amstetten« aus dem Jahr 1884: »Mit besonderer Vorliebe pflanzt der Bewohner unseres Bezirkes an Feldrainen, an Rändern und Wegen, wie in seinem Garten, den Birn- und Apfelbaum, aber nicht den veredelten, sondern die Mostbirne, den Mostapfel, und erwartet alljährlich mit Spannung das Erträgnis, das er in Most verwandelt. Was für das Weinland die Rebe, das ist für ihn der Obstbaum. Der Ertrag davon ist freilich ein nicht unbedeutender, da der einzelne Wirtschaftsbesitzer öfters mehrere hundert Hectoliter Most gewinnt, der größtentheils in der eignen Wirtschaft Verwendung findet, da der Most das beliebteste und alltägliche Getränk unserer Bezirksbewohner ist.«

Kleine Kulturgeschichte des Mostes

Most ist ein ganz besond'rer Saft!

(Mag. Heimo Cerny)

Da Most
Wos kaun des wohl sei,
schmeckt bessa ois Wei,
es glugazt im Foß
und perlt im Glos,
i hau davo kost —
des is da Most!

(Aus: Erich Stöger, Mostviertler Mundartgedichte vom Buchabauer, St. Pölten 1984)

Es lohnt sich, den Most näher kennenzulernen. Und bald hat man die Erfahrung gemacht: Most ist nicht gleich Most! Die übliche Definition, er sei »vergorener Saft aus Äpfeln und Birnen«, reicht keineswegs aus. Aufschlußreicher sind da schon die Worte des Mostbiographen Franz Carl Lipp: »Most — ein wahrhaft an Geschmacksqualitäten unerreichtes und vielseitiges Getränk vom gaumenwehrenden Säuerling über brummig-blumige Obstfruchtahnungen zu dem köstlich stimulierenden Göttertrunk, dem besten Speisenbegleiter einer gut österreichischen Küche.«

Der Mostviertler unterscheidet folgende Sorten: Da ist zunächst der unvergorene *Süßmost,* frisch von der Presse, ein alkoholfreier, naturreiner Saft. Dann der *Birnenmost,* von strohgelber bis grünlicher Farbe. Er wird heutzutage meist bevorzugt, schmeckt leicht und süffig, ist im Faß jedoch nur ein Jahr haltbar. Länger lagerfähig hingegen ist der reine, bernsteinfarbene *Apfelmost.* Dieser ist alkoholreicher, besitzt viel Säure und schmeckt am intensivsten. Er gilt als »männerschüttelnd« und führt bei reichlichem Genuß zum sogenannten »Mostdudl«, dem berüchtigten Mostrausch. Mäßig und nur im Anlaßfall genossen, soll hingegen mehrjähriger Apfelmost als hervorragende Medizin wahre Wunder wirken. Kräuterpfarrer Weidinger empfiehlt ihn als vorbeugend gegen Gastritis und Magengeschwüre sowie heilend bei Steinleiden, Hämorrhoiden, Gicht und Rheuma. Die gängigste Sorte ist schließlich der *Mischling,* der so heißt, weil Birnen und Äpfel — meist im Verhältnis 3:1 — gemischt gepreßt werden. Er ist besonders aromareich und fruchtig und wird als idealer Jausentrunk und Durstlöscher geschätzt.

Guter Qualitätsmost ist freilich kein Zufallsprodukt. Die alten Mostbauern hatten eine genaue, seit Jahrhunderten erprobte Kenntnis ihrer Obstbäume und Eigenschaften der verschiedenen Mostobstsorten, von denen es weit über hundert gibt. Als besonders geeignet erweisen sich nach Meinung des Mostfachmannes Johann Hintermayr aus Haag vor allem die Landlbirne, die Grüne Pichlbirne und die Lehoferbirne. Als empfehlenswerte Apfelsorten gelten der Wolfsbacher Holzapfel, der Weinapfel oder der Griesapfel. Für eine möglichst lange Haltbarkeit des empfindlichen Getränks sind auch die Beschaffenheit des Kellers, seine Tiefe und Raumfeuchtigkeit von Bedeutung.

Beträchtlich war und ist immer noch der Arbeitsaufwand beim Mostmachen. Staunend steht man im Haager Mostviertelmuseum vor den ausladenden Gerätschaften, die vor der modernen Technisierung zur Mostbereitung nötig waren: Die riesigen »Birnreiben« aus Granit mit den schweren Walzensteinen zum Zerquetschen des Obstes, die diversen Obstmühlen — »Leutschindermaschinen« genannt — und die kunstvoll verzierten Mostpressen in allen Varianten, wie Baum-, Zwang-, Ketten- und Spindelpressen. Auf dem 6,5 m langen Druckbaum einer 1858 datierten Zwangpresse ist der fromme Spruch eingekerbt: »An Gottes Segen ist alles gelegen — O Gott, wenn du uns kein Most nicht schickst, so nützt uns Faß und Prässe nichts.«

Um den Most gibt es zwar kein spektakuläres Brauchtum, das sich etwa mit dem des Weines messen könnte, dennoch hat auch die Mostkultur ihre spezifischen Rituale entwickelt: So verfolgt der Bauer den Gärungsprozeß des Mostes im Faß, wo er ihn bald »plaudern« hört. Je größer die Fässer, desto lauter die Geräusche. Nach alter Überlieferung soll man zu Leopoldi (15. Nov.) aus den ganz großen Fässern »Pold, Pold« heraushören. Das wird als gute Gesinnung des Landespatrons dem neuen Getränk gegenüber aufgefaßt. Als Schutzheiliger des Mostes wird gern der hl. Sebastian angesehen, weil er sein Martyrium an einen Obstbaum gebunden erlitten hat. Möglicherweise spielt hiebei auch die alte Bauernregel eine Rolle: »Zu Fabian und Sebastian fängt der Saft zum Treiben an!« Früher fastete man zu Sebastian und enthielt sich an diesem Tag auch des Mostgenusses. Gab es am Ostersonntag Regen, so bedeutete dies für das Mostobst: »Soviel Tröpfel — soviel Äpfel!«

Da der Most immer das billigste Getränk war, erfreute er sich in wirtschaftlichen Notzeiten stets vermehrten Zuspruchs. So verwundert es nicht, daß der größte »Mostboom« dieses Jahrhunderts in den 20er und 30er Jahren zu verzeichnen war. Damals, zur Zeit der großen Arbeitslosigkeit, trank man im Gasthaus statt Bier »a Seidl Most, daß net vü kost'!« Nach dem Weltkrieg ist der Mostabsatz rapide zurückgegangen. Most wurde verkehrt proportional zum steigenden Wohlstand abgewertet und durch Bier, Wein, Coca Cola, Limonaden und Mineralwasser verdrängt. Bedauerlicherweise reagierte die Landwirtschaft mit großflächigen Rodungen vieler alter Obstbaumzeilen. Standen im Jahr 1938 im Gerichtsbezirk Amstetten noch 995.000 Apfel- und Birnbäume, so waren es 1968 nur noch 403.000!

Gottlob ist in den letzten Jahren eine Trendumkehr eingetreten, und das Naturgetränk Most findet aufgrund steigender Umweltsensibilität allmählich wieder Liebhaber — unter der Devise »Mosttrinker sind Umweltschützer!« Viele schmucke Vierkanthöfe präsentieren sich seit einiger Zeit als Mostheurige und umwerben mit Erfolg Städter und Touristen. Sie sind leicht zu finden auf den gut beschilderten »Moststraßen« zwischen Strengberg, Haag und Weistrach. Man muß dort einkehren, um zu erfahren: »A Mosthaus is a guats Haus!«

Landschaft und Landwirtschaft — Probleme und Perspektiven im Mostviertel

(Dipl.-Ing. Christian Steiner)

Der Bauer pflegt und erhält die Kulturlandschaft! Diese Feststellung, die über Jahrhunderte ihre Gültigkeit hatte, muß heute kritisch hinterfragt und in ihrer aktuellen Bedeutung neu definiert werden. Denn nicht alles, was der Bauer unter Pflege versteht, ist auch tatsächlich ein pfleglicher Eingriff im Sinne einer gewachsenen Kulturlandschaft. Warum und wie ist es zu diesen Veränderungen gekommen?

Im Zuge der Rodung von Urwäldern sind Stück für Stück durch bäuerliche Arbeitsleistung geprägte Kulturlandschaften entstanden. Aufgrund der geringen Bevölkerungsdichte und der einfachen technischen Ausrüstung ist dieser Prozeß sehr langsam und kleinräumig vor sich gegangen. Die Natur hatte Zeit, sich den geänderten Bedingungen anzupassen. Ja, nicht nur das! Es sind sogar viele Tier- und Pflanzenarten gefördert worden; so waren z. B. Äcker mit ihren 80 bis 100 Unkrautarten »blühende« Getreidefelder!

Die Erhöhung der Artenvielfalt ist vorwiegend von wirtschaftlichen Überlegungen getragen worden; das ökologische Gleichgewicht ist gleichsam als Nebenprodukt mitentstanden.

So sind die bei uns die Landschaft prägenden Mostobstbäume nach ersten Anfängen im 16. Jahrhundert speziell seit dem 19. Jahrhundert entlang von Straßen, an Eigentumsgrenzen und um Gehöfte und Dörfer angepflanzt worden. Das Geld aus der Mostproduktion diente zur Aufstockung der Höfe, doch heute stehen viele Räume leer: 1945 waren noch über 30 % der Bevölkerung in Land- und Forstwirtschaft tätig, mittlerweile ist dieser Anteil auf rund 7 % geschrumpft. Auf die Änderung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen konnte die Landwirtschaft nur durch Rationalisierung, Mechanisierung und Intensivierung antworten.

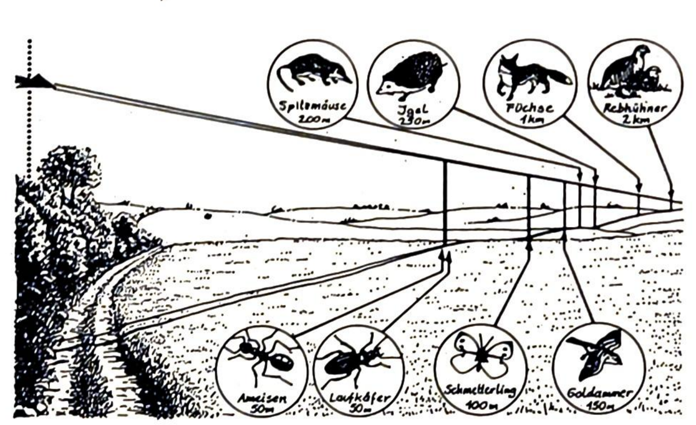
»Fehlgeleitete Förderung und fortschrittsgläubige Beratung durch Kammern und Behörden bedeuteten zusätzliche Anreize für die Bauern, unsere Landschaften auszuräumen und damit dramatische Veränderungen herbeizuführen.«

- Verrohrung von Bächen und Gräben
- Zuschütten von Hohlwegen und Abschieben von Böschungen
- Trockenlegen von Feuchtstellen bzw. Umwandlung von Grünland in Ackerflächen
- Roden und Abbrennen von Hecken, Obstbäumen etc.

In wenigen Jahrzehnten ist dieses ursprünglich erwünschte Ziel zwar erreicht worden, doch zahlreiche Probleme sind entstanden:

- Bodenabtrag (= Erosion) durch Wind und Wasser und somit ein Verlust der Bodenfruchtbarkeit
- Absinken und Verschmutzen des Grundwassers bzw. Überflutungen flußabwärts durch beschleunigte Wasserableitung
- Verlust von naturnahen Lebensräumen als Klimaregulatoren, Wasserspeicher, Pufferstreifen an Gewässern etc.
- Verlust von Tier- und Pflanzenarten in Nützling-Schädling-Systemen für den Integrierten Landbau
- Verarmung des Landschaftbildes durch Ausräumen der Landschaft.

Darüber hinaus ist auch der rein wirtschaftliche Nutzen der Beseitigung von Landschaftselementen zu hinterfragen: Kann das Umschneiden der letzten Baumzeile tatsächlich die drohende Abwanderung verhindern?



Können die Maschinenkosten für das Abschieben einer Böschung durch den zusätzlichen Ertrag erwirtschaftet werden? Das heißt also: Macht weniger Handarbeit unsere Bauern wirklich EG-reif?

Aus Sicht der NÖ Agrarbezirksbehörde, die die oben aufgezeigten Veränderungen unterstützt hat, ist zur Verbesserung der Situation die Verknüpfung folgender Wege notwendig:

1. Maßnahmen in den landwirtschaftlichen Nutzflächen,

d.h. eine bodenschonende Bewirtschaftung durch

- Anbau von Zwischenfrüchten und Untersaaten zur ständigen Bodenbedeckung
- Minimalbodenbearbeitung bzw. Direktsaat
- Humusehrende Wirtschaftsweise
- Einschränkung des Spritzmitteleinsatzes (Schadschwellenbekämpfung)
- Bewirtschaftung entlang der Höhenschichtenlinien und nicht im Zug!

2. Aufbau eines Biotopverbundsystems

Darunter ist die Summe von bestehenden und neu anzulegenden naturnahen Lebensräumen in ausreichender Größe, von vielfältigem Alters- und Höhenaufbau, in günstiger Verteilung und mit möglichst engen Verbindungen untereinander zu verstehen. Dieses biologische Rückgrat der Landschaft wirkt auf mehreren Ebenen:

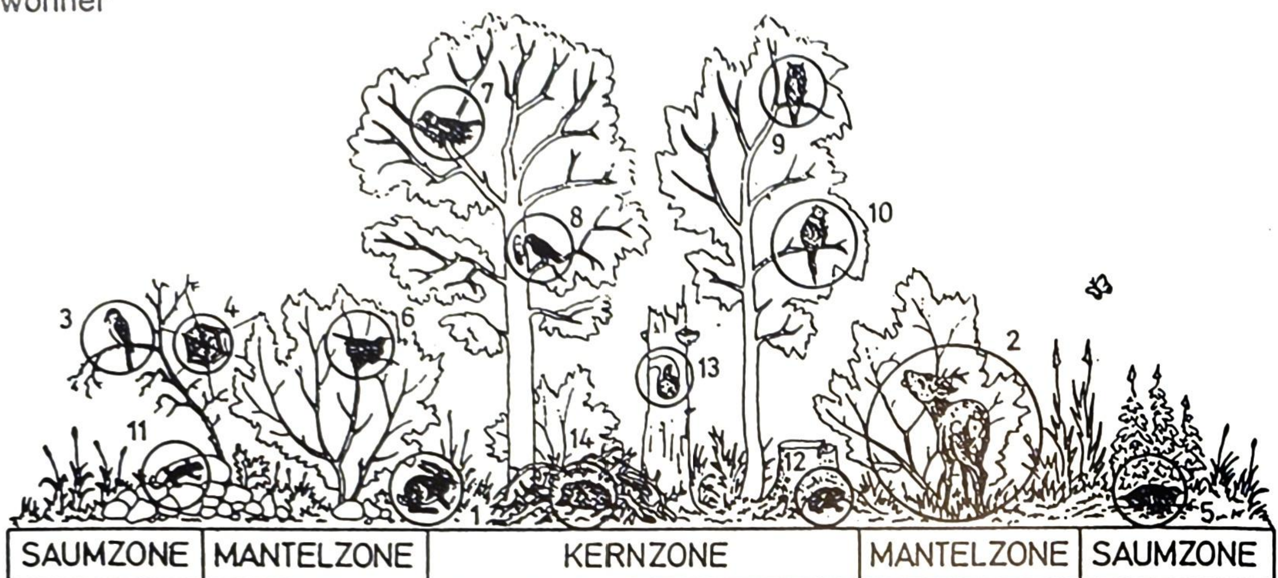
- Verhinderung bzw. Reduktion des Bodenabtrags
- Verbesserung des Kleinklimas
- Aufbau von Nützling-Schädling-Systemen für den Integrierten Pflanzenbau
- Erhaltung und Aufwertung des Landschaftsbildes
- Verhinderung des Nährstoffeintrags in Bäche und Flüsse
- Nutzeffekte (Holz, Reisig, Früchte etc.)

Von seiten der NÖ Agrarbezirksbehörde werden verschiedene Möglichkeiten zur Umsetzung von Biotopverbundsystemen angeboten:

a) Aktion »Natur ums Dorf« zur Neuanlage von Landschaftselementen

b) Flurplanungen als Mängel- und Zielkatalog für bestimmte Planungsgebiete mit Umsetzungsbeispielen

Profil eines Feldgehölzes und Beispiele für ökologische Einnischung tierischer Bewohner



1 Deckung für Niederwild (z. B. Hase)
2 Äsung für Niederwild (z. B. Reh)
3 Sitzplätze für Lauerjäger (z. B. Raubwürger)
4 Dickicht für Fallensteller (z. B. Kreuzspinne)
5 Nistplätze für Bodenbrüter (z. B. Rebhuhn)
6 Nistplätze für Buschbrüter (z. B. Dorngrasmücke)
7 Nistplätze für Baumbrüter (z. B. Ringeltaube)
8 Baumhöhlen für Höhlenbrüter (z. B. Star)
9 Schlafplätze für Nachtaktive (z. B. Waldohreule)
10 Schlafplätze für Tagaktive (z. B. Fasan)
11 Sonnige Plätze für Reptilien (z. B. Zauneidechse)
12 Schattige Verstecke für Amphibien (z. B. Erdkröte)
13 Winterquartiere für Bilche u. a. (z. B. Haselmaus)
14 Kinderstuben für Kleinsäuger (z. B. Igel)

c) Grundzusammenlegung zur Neuordnung landwirtschaftlicher Grundstücke mit Wegenetz und Biotopverbundsystem

d) Modell »Ökopunkte Landwirtschaft« zur Förderung für produktionsunabhängige Direktzahlungen und Abgeltung ökologischer Leistungen.

Abschließend ist zu betonen, daß alle erfolgreichen Schritte zur Erhaltung unserer Kulturlandschaften nicht durch die Bauern allein gesetzt werden können. Gefragt ist vielmehr eine enge Zusammenarbeit mit Naturschutz, Fremdenverkehr, Jagd, Dorferneuerung und anderen Initiativen. Genau wie in natürlichen Kreisläufen ist ein Teil für sich zu wenig! Begreifen wir unsere Landschaft als Lebens-, Wirtschafts- und Erholungsraum und arbeiten wir gemeinsam an deren Erhaltung und Erneuerung.

Wildkräuter







